

## REZENSIONEN

### A. Allgemeines

VSWG 105, 2018/2, 237–238

Detlef Döring (Hg.)

#### **Geschichte der Stadt Leipzig. Band 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress**

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016, 1.039 S. (421 Abb., 4 Karten), 49,00 €.

Der in jeder Hinsicht gewichtige Band beginnt mit einer Würdigung seines früh verstorbenen Herausgebers, des Kultur- und Landeshistorikers Detlef Döring, der das Werk über Jahre vorangetrieben und etwa ein Viertel des Textvolumens selbst ausgearbeitet hat. Das vierbändige Gesamtwerk beruht auf der Planung einer Projektgruppe; die wissenschaftliche Gesamtreaktion lag und liegt bei Uwe John. Anlass für das Werk war das tausendjährige Stadtjubiläum 2015. Der nun als erster vorliegende zweite Band ist preislich sehr günstig, wenn man die reichhaltige Bebilderung und das große Seitenvolumen berücksichtigt und bedenkt, dass sich hier zahlreiche erstklassige Autorinnen und Autoren mit ihren Originalbeiträgen für das gemeinsame Werk engagiert haben. Man hofft, durch das Konzept und die gebotene Leistung eine größere Öffentlichkeit anzusprechen.

Der behandelte Zeitraum entspricht der Frühen Neuzeit, mit der Variante, dass der Band mit der Einführung der Reformation 1539 in der Stadt beginnt und mit den schweren territorialen Verlusten Sachsens infolge des Wiener Kongresses endet. Jeder Leser wird wohl eine Behandlung der (nach dem Bedeutungsverlust Frankfurts wichtigsten) Verlagsstadt (Thomas Fuchs), der Messestadt (Markus A. Denzel) und der Musikstadt (Michael Maul, Peter Wollny, Andreas Glöckner, Manuel Bärwald) erwarten. In der Tat werden diese Schwerpunkte gesetzt, ohne aber im Zuge des fast enzyklopädischen Projekts andere Bereiche zu vernachlässigen: Verwaltung, Justiz und Militär (Beate Kusche, Detlef Döring, Sebastian Schaar), Handwerk (Elke Schlendrich), Kirche und kirchliches Leben (Armin Kohnle, Rüdiger Otto), Universität, Schulen und allgemeines kulturelles Leben (Manfred Rudersdorf, Detlef Döring, Karsten Hommel, Thomas Töpfer), Sozialgeschichte (Doris Mundus, Else Schlenkrich, Detlef Döring, Katharina Döring), Raum und Stadtbild (Frauke Gränitz, Alberto Schwarz), schließlich, was in anderen Stadtgeschichten oft untergeht, die Geschichte der Stadt-Land-Beziehungen und der umliegenden Dorfgemeinden (Markus Cottin) auf allein 90 Seiten. Auch die so genannte Ereignisgeschichte wird eigens gewürdigt (Detlef Döring, Thomas Höpel, Steffen Poser zur Völkerschlacht). Von einem solchen umfassenden Werk, das auch viele präzise Daten und biografische Informationen zum Nachschlagen enthalten soll und muss, kann man nicht radikal innovative Fragestellungen, oder durchgängig komparative Ansätze erwarten: Die Leser bekommen das, was sie erwarten dürfen: Recht kompakte Beschreibungen, eine Erklärung von Akteuren, Bezügen und Zusammenhängen der Stadtgeschichte, Teil-Analysen, durchweg auf der Höhe der Zeit, trotz des Umfangs des Werkes nie aus dem Ruder laufend und

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

durch lebendig gehaltene Miszellen ergänzt, dies alles transparent organisiert: deutlich mehr, als man in manch anderer Stadtgeschichte schon gesehen hat.

Es ist schwer, aus dem klassischen und doch zeitgemäßen Gesamtangebot exemplarische Stichworte herauszugreifen: Bei der Messegeschichte (von europäischem Rang) wird die „Internationalität“ zunächst relativiert (S. 213), nach dem Siebenjährigem Krieg wuchs sie (S. 216); ein besonderer Gesichtspunkt ist die Rolle jüdischer „Fieranten“ (S. 220 ff.). Beim Buchhandel seit 1680 hatte Leipzig die wichtigste Stellung in Deutschland, dann zeigte sich seit dem 18. Jh. eine Tendenz zur Diversifizierung und zu Großverlagen (die im 19. Jh. ausgebaut wurde) (S. 248 ff.). Im Bereich der Kirchengeschichte ist das späte Ende der antireformatorischen Unterdrückungspolitik 1539 ebenso bemerkenswert wie das Andauern erheblicher traditioneller Kräfte, die Schwankungen zwischen Luthertum und Calvinismus und die Vorteile, die der Stadt durch die Übernahme der geistlichen Stiftungen und im Schulwesen zuwuchsen – trotz Beibehaltung sozialer Exklusivität (S. 313–330, S. 447–457). Bemerkenswert ist auch die Schilderung der inneren Verhältnisse und des Alltags der Universität (S. 383–401). Ferner sind sozial- und kulturgeschichtliche Akzentsetzungen zu bemerken wie die Abschnitte über die Winkelschulen (S. 464 ff.), die in der Stadt ansässigen Schriftsteller (S. 478–492), die anschauliche Schilderung des Musiklebens (S. 509–560) und schließlich die präzise und visuell unterstützte Beschreibung der barocken Stadtentwicklung (701–719). Die erwähnte Darstellung des Umlands und seiner Dörfer bringt neben schönem Bildmaterial nicht zuletzt demographische Daten (S. 772–788).

Alles in allem: Große Anschaulichkeit, eine strukturierte Darstellung auf der Höhe der Zeit und eine genaue Untersuchung der Besonderheiten Leipzigs werden optimal miteinander verbunden. Der Band bzw. das Gesamtwerk gehört in jede Universitätsbibliothek, und der maßvolle Anschaffungspreis sollte auch die Anschaffung in den Historischen Instituten und anderen öffentlichen Bibliotheken ermöglichen.

CLEMENS ZIMMERMANN  
Saarbrücken

VSWG 105, 2018/2, 238–239

Norbert Fischer

**Von Seedeichen und Sturmfluten. Zur Geschichte der Deiche in Cuxhaven und auf der Insel Neuwerk**

(Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 46). Landschaftsverband Stade, Stade 2016, 416 S., 29,80 €.

Bei dem Buch handelt es sich um das Ergebnis eines Forschungsprojekts zur Geschichte der Deiche in Cuxhaven. In genauer und detaillierter Form wird auf kleinem Raum ein gelungener historischer Abriss erstellt, der den Wert von Küstenschutzanlagen für den Menschen in seinem historischen Wandel darstellt.

Die Einführung beschreibt die geographische Lage Cuxhavens an der Elbe mit den fruchtbaren

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Marschen. Die Nutzung des Marschlandes bewirkt, dass die Naturgewalten ein Risiko bilden, vor dem es sich zu schützen gilt. Der Mensch behilft sich mit Küstenschutzbauwerken und reagiert durch Vor- und Rückdeichungen. Bereits im einleitenden Kapitel werden die Grundlagen des Küstenschutzes dargelegt, hinsichtlich der Funktion und Konstruktion von Hochwasserschutzanlagen. So waren die ersten Anlagen mit Vordeichungen zur Landgewinnung in ihrer Funktion hauptsächlich auf die Anforderungen der Landwirtschaft ausgerichtet, während unter heutigen Gesichtspunkten der Schutz von Menschen und ihrer Werte im Vordergrund stehen. Aufgrund des Deichbaus konnte Cuxhaven zu einem der ersten deutschen Seebäder ernannt werden. Hiermit verbunden sind natürlich auch Konflikte: Kosten, Flächenabgabe für den Deichbau, Unterhaltung und Schäden durch Nutzungen. Detailliert werden auch die Konflikte zwischen den Rollen innerhalb der Gesellschaft sowie die Distanz zu den Bewohnern Neuwerks beschrieben. Mit einem gewissen Lächeln kann man sich in die Welt der Amtsmänner und Schultheiße Ritzebüttels versetzen.

Die Darstellung der historischen Sachverhalte des Küstenschutzes und seiner Baumaßnahmen bei gleichzeitiger Einordnung in den gesellschaftlichen Wandel sind Inhalt und Stil der wissenschaftlichen Arbeit. Mit der Aufarbeitung eines umfassenden Schatzes an historischen Quellen wird ein historisch korrektes und genaues Bild gegeben. Ein Wermutstropfen liegt im Bereich der ingenieurfachlichen Definitionen und Beschreibungen von Deichen, die bereits in Kapitel II beginnen. Während sonst der durch lange Sätze gekennzeichnete und dennoch gut lesbare Schreibstil ermöglicht, die Inhalte leicht zu erschließen, fällt es hier manchmal auch dem kundigen Leser schwer, den Sachverhalt zu erfassen, zumal die Begriffe immer wieder mit neuen ergänzt werden. Schön wäre es hier gewesen, in eine etwas funktionalere Sprache zu wechseln und damit größere Klarheit zu erreichen, ggf. mithilfe einer Tabelle. Das Hinzuziehen von Fachliteratur hätte eine gute, fachlich korrekte Grundlage gegeben, die dann mit den historischen Begrifflichkeiten zu ergänzen gewesen wäre. Dennoch sind auch dieses Kapitel und die weiteren ingenieurfachlichen Darstellungen in Ergänzung eine interessante Form, Inhalte dieser Art darzustellen. Die sonst umfangreiche Literatur wäre hier um fachtechnische zu ergänzen. Dies trifft auch auf das Kapitel über das 20. Jh. zu, in dem die jüngste Küstenschutzentwicklung und deren Kosten in erster Linie auf Basis von Zeitungsartikeln thematisiert werden. So bekommt z. B. die fachlich korrekte Entscheidung, auf Neuwerk die Vorlandfläche als Wellenaufauflfläche zu gestalten anstatt eine Erhöhung zu planen, einen medialen Unterton, der der guten Recherche des sonstigen Textes widerspricht. Eine einfache Recherche oder die Nachfrage bei den zuständigen Behörden hätten hier mehr Sicherheit gegeben.

Trotz dieser kritischen Hinweise ist das Buch doch eine geglückte Darstellung historischen Küstenschutzes im Wandel der Zeit. Umfassende Quellen und ein angenehmer Schreibstil lassen den für manchen Leser trockenen Stoff lesbar und interessant werden. Sowohl die Fachwelt der Historie Cuxhavens als auch jene des Küstenschutzes werden interessante Aspekte finden.

GABRIELE GÖNNERT  
Hamburg



VSWG 105, 2018/2, 240–241

Stefan Gorißen / Horst Sassin / Kurt Wesoly (Hg.)

**Geschichte des Bergischen Landes. Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert**

(Bergische Forschungen 32). Regionalgeschichte, Bielefeld 2016, 864 S., 34,00 €.

Der zweite Band der Geschichte des Bergischen Landes ist – wie schon der erste, vgl. VSWG 102 (2015), S. 503 f. – unterteilt in Überblicks-, Vertiefungs- und Spezialartikel (so die Terminologie der Hg.). Für den Bearbeitungszeitraum stellt sich, eindringlicher noch als für die Zeit vor 1800, die Frage nach dem Gegenstand. Nach der Auflösung des bergischen Herzogtums gab es keine politische oder administrative Klammer des Raums mehr. Es existiert in gewisser Weise als Interessengebiet des Bergischen Geschichtsvereins weiter, auch als Naturpark Bergisches Land. Angesichts dieses Dilemmas haben die Hg. die räumliche Eingrenzung den einzelnen Autoren überlassen. Die Lösungen variieren zwischen dem Städtedreieck Wuppertal-Solingen-Remscheid als Minimalkonsens und größeren Räumen. Das größte Manko dieses letztlich unbefriedigenden *Laissez-faire* ist wohl die wechselnde Einbeziehung oder Ausklammerung der alten bergischen Hauptstadt Düsseldorf.

Fünf chronologisch angelegte Überblickskapitel sollen den Band strukturieren. Sie machen in der Summe weniger als die Hälfte des Gesamttexts aus, wobei das 20. Jh. mit Kapiteln zu 1914–33 (Ralf Stremmel), 1933–45 (Horst Matzerath) und zur Zeit nach 1945 (Christoph Nonn) deutlich ausführlicher dargestellt wird als das 19. Jh. mit einem Kapitel zum Großherzogtum Berg 1806–13 (Bettina Severin-Barboutie) und einem weiteren über den gesamten Zeitraum von 1814 bis 1914 (Rudolf Boch). Dass Boch die wirtschaftliche Entwicklung der Region unter besonderer Berücksichtigung der Aspekte Wirtschaftsbürgertum, Industrialisierung und Arbeiterbewegung in den Fokus der Darstellung gerückt hat, kann kaum verwundern. In den übrigen Kapiteln stehen politische und administrative Aspekte stärker im Vordergrund, die wirtschaftlichen Verhältnisse werden gebündelt in Unterkapiteln durchaus angemessen berücksichtigt. Christoph Nonn handelt die Zeit ab 1945 unter den Rubriken „Menschen“, „Die Welt der Arbeit“, „Das Leben jenseits der Arbeit“ und „Miteinander leben“ ab. In der Summe ergeben die Überblicksartikel kaum ein konsistentes Geschichtsbild der Region.

Die „Vertiefungsartikel“ und „Spezialartikel“ sind eingestreut zwischen die Überblickskapitel, die m. E. im Inhaltsverzeichnis hätten hervorgehoben werden müssen, um ihre Gliederungsfunktion erkennbar werden zu lassen. Vertieft werden die Themen Juden, Kirchen, kirchliche Sozialpolitik, Stadtentwicklung, Verkehr, Umwelt, Vereinswesen, Konsum, Schule und Bildung sowie Pressewesen, jeweils unter Berücksichtigung unterschiedlicher Zeiträume. Die Umweltgeschichte der Wupper, vorgestellt von Jürgen Büschenfeld, demonstriert exemplarisch einen neuen Zugang zu einem für die Region zentralen Thema. Kürzere Artikel behandeln die Wuppertaler Schwebebahn, Literatur um 1900 (darunter Else Lasker-Schüler), die Renaissance der bergischen Bauweise um 1900 und Genossenschaften (auf nur gut zwei Seiten). Für die Firmengeschichte einschlägig sind Artikel über Zanders, Mannesmann und Bayer. Friedrich Engels, die Brüder Zuccalmaglio, Friedrich Wilhelm Dörpfeld, Robert Ley, Karl Immer, Walter Scheel und Johannes Rau werden als prominente „Berger“ kurz vorgestellt.

Der Band, an dem 30 Autoren mitgewirkt haben, kann ebenso wenig wie sein Vorläufer Handbuchcharakter beanspruchen. Es ist eine (im wahrsten Sinne des Wortes) gewichtige, opulent be-

bilderte Präsentation der Geschichte eines in der Wahrnehmung vieler seiner Bewohner durchaus noch lebendigen Raumes mit beachtlichen Stärken und gelegentlichen Schwächen. Fußnoten verknüpfen die Darstellung mit der wissenschaftlichen Literatur, die am Schluss des Bandes in einem umfangreichen Verzeichnis (S. 803–857) nachgewiesen wird. Den Versuch, aus heutiger Perspektive eine Bergische Geschichte zu schreiben, kann man durchaus als gelungen bezeichnen.

MANFRED GROTEN

Bonn

VSWG 105, 2018/2, 241–243

Joachim Radkau

**Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute**

Hanser, München 2017, 544 S. (21 Abb.), 28,00 €.

Gestern, heute, morgen: Die Zeit gab der Menschheit immer schon Struktur und Taktung. Was aber erwarteten die Deutschen von der Zukunft – nach gescheiterter Welteroberung, Auschwitz und Bombenkrieg? Dieser Kernfrage geht Radkau in seiner groß angelegten essayistisch gehaltenen Erzählung nach. In zwölf Kapiteln entführt er den Leser in ein häufig „dramatisches Wechselspiel von Erwartungen und Überraschungen“ (S. 15). Hierbei erweist sich der emeritierte Bielefelder Umwelt- und Technikhistoriker erneut als „Meister des Timings“. Bereits seine Monographie zur „Ära der Ökologie“ erschien wenige Wochen vor der Katastrophe von Fukushima im März 2011 und bereicherte den Diskurs um eine historisch-politische Tiefendimension. In unsicheren Zeiten von Brexit, Trump und zahlreichen eskalierenden Konflikten in den internationalen Beziehungen trifft auch der Blick zurück auf die deutschen Zukunftserwartungen auf fruchtbaren Boden.

Methodisch galt dieser „Acker“ als bestens bestellt. Bereits vor über 35 Jahren führte Reinhard Koselleck „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ als zentrale Erkenntniskategorien in die Geschichtswissenschaft ein.<sup>1</sup> Mit diesen „polar gespannten“ Ausdrücken versuchte er den geschichtlichen Zeiterfahrungen und -begriffen systematisch auf die Spur zu kommen, mehr noch die „Bedingungen möglicher Geschichten zu umreißen und festzusetzen.“ (Koselleck, S. 351) Wie Koselleck ist auch Radkau klar, dass es keine Geschichte gibt, „ohne daß sie durch Erfahrungen und Erwartungen der handelnden oder leidenden Menschen konstituiert worden wäre“ (Koselleck, S. 351). Aber Radkau lässt sich von Kosellecks allzu schematischer Charakterisierung des Zeitbewusstseins der Moderne als „Auseinanderfall von Erfahrungs- und Erwartungshorizont“ (S. 255) nicht gefangen nehmen. In Abgrenzung von Koselleck führt Radkau das bewegliche Heer von Zukünften aus dem konzeptionell faszinierenden, aber die Phantasie einengenden Begriffskäfig heraus. Vermeintliche Linearitäten von den Hungererfahrungen nach 1945 über den Wachstumswahn der 1960er, die Umweltkrise und das „no future“ der späten 1970er bis zur heutigen Energiewende erweisen sich bei ihm vor allem als eines: als ein vielstimmiges „Zickzack der Zukünfte“ (S. 24).

Anders als Lucian Hölscher in seiner „Entdeckung der Zukunft“ konzentriert sich Radkau auf

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

die jüngere Vergangenheit nach 1945. Nach der Zeit der Weltkriege und des Faschismus herrschten jenseits großer Visionen „nüchterne, oft genug pessimistische Zukunftsszenarien“ (S. 15) vor. Die spannenden Streifzüge durch bestimmte Sektoren starten angesichts der Kriegszerstörungen folgerichtig mit den „Forderungen des Tages“ (Carlo Schmid, S. 33) im Wiederaufbau. Das fortwirkende Trauma der Hungerzeit bescherte den Bauern bis in die 1950er Jahre hinein eine Bedeutung, die der „vollmotorisierte Bauernhof“ (Hermann Priebe, S. 74) in Zeiten von EWG-Agrarintegration, Überproduktion und „Butterbergen“ freilich schnell verlor. Die nächsten drei Kapitel schildern die Wandlungen der Zukunftserwartungen von der Angst vor der Sowjetunion zu den Vorstellungen von fortschreitender Automation über die Furcht vor dem Atomtod bis zum Konzept der Weltgesellschaft.

In den zentralen Kapiteln dechiffriert Radkau bildreich den Erwartungshorizont einer ganzen Schar von Heroen der Vergangenheit. Neben Philosophen und Aktivisten wie Bloch, Dutschke, Habermas und Jonas wird das Zukunftsdenken von Futurologen wie Karl Steinbuch und „chronisch Zukunftsverliebten“ (S. 406) wie Robert Jungk kurzweilig auf innere Widersprüche beschnuppert. Der Zusammenstoß der Beschwörungen der Zukunft durch die SED mit den Unzulänglichkeiten des Alltags in der DDR wird hierbei nicht ausgespart – bis hin zur größten aller Überraschungen: der deutschen Wiedervereinigung. Noch kurz zuvor hatte sich sogar der Springer Verlag entschlossen, in seinen Zeitungen die DDR nicht mehr in Anführungszeichen zu setzen (vgl. S. 344).

Als besonders erhellend erweist sich der Blick auf die Hoffnungen, die mit den früheren Bildungsreformen verbunden waren. Zu Zeiten von Georg Pichts „Bildungskatastrophe“ wie zu Zeiten des „PISA-Schocks“ und des „Bologna-Prozesses“ kann Radkau zeigen, „wie Reformimpulse durch ihre Umsetzung in den Bildungsbürokratien und auch durch Konvergenzen mit anderen Zeittrends zu Ergebnissen führten, die mit ihrer ursprünglichen Intention nichts zu tun hatten“ (S. 234). So folgt man ihm in der Einschätzung, dass nur ein vielfältiges Bildungswesen mit Freiräumen für Lehrer und Schüler dem unvorhersehbaren Element der Zukunft gerecht werden kann (vgl. S. 240).

Aus Radkaus schmalen Notizbüchern voller ungewöhnlicher Pointen schafften es nicht nur „irrenhausreife“ Nuklearprojekte und Warnungen vor einem zukünftigen „gentechnologischen Tschernobyl“ (S. 410f.), sondern auch äußerst geschichtsmächtige Vorstellungen wie die Vision der autogerechten Stadt ins Buch. Wirtschaftshistoriker erfahren erneut, welch eminente Bedeutung es hatte, dass Prognostiker und Planer bis in die 1970er Jahre die „bisherigen Kurven des Energieverbrauchs ganz einfach in die Zukunft [...] extrapolier[t]en“ (S. 255). Die Prämisse vieler Zukunftsforscher, das wirtschaftliche Wachstum sei ein Dauerzustand, änderte sich allerdings abrupt mit dem ersten Bericht an den Club of Rome und der Ölkrise von 1973, laut Radkau, den „eindrucksvollste[n] Scharniere[n] zwischen der Zukunftsforschung der 1960er und den Zukunftsorgen der 1970er Jahre“ (S. 291). Für Sozialhistoriker ist die Beschreibung des Übergangs von den Warnungen vor dem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ zu den neuen Brainboostern „Arbeit 4.0“ und „Industrie 4.0“ von großem Interesse. Und die Umweltgeschichte profitiert davon, dass sich Radkau auch an die Untiefen in den Erwartungen an die Energiewende herantraut. Freilich brauchen Wirtschafts-, Umwelt- und Sozialhistoriker wie das allgemeine Lesepublikum für den Rückblick auf die Vielfalt der „Deutschen Zukünfte“ die Lust am Schmöckern. Angesichts des kürzlichen Todes von Brandts Kanzleramtschef Horst Ehmke ist es unterhaltsam, an dessen Ausspruch erinnert zu werden, Politik sei Elektronik plus Management, der Rest lasse sich auf kleinen Zetteln erledigen (S. 287). Radkaus origineller Zugang wird allerdings umso angreifbarer, je näher der Autor mit

seinem „immer neue[n] unruhige[n] Hin- und Herschauen“ der „Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Gegenwart“ (S. 30) kommt. Die Verbindung von Hoffnungen auf eine „multikulturelle Gesellschaft“ mit der gegenwärtigen Praxis der Immigrations- und Flüchtlingspolitik wird nicht unumstritten bleiben.

Unsere Hoffnungen, Ängste und Wünsche beeinflussen unsere Handlungen. Dies gilt auch dann, wenn sich unsere Zukunftsvorstellungen als falsch herausstellen. Das besondere Verdienst Radkaus besteht darin, dass er sich nicht mit den großen Entwürfen von Vordenkern oder mit den technischen Visionen begnügt, sondern uns unterhaltsam Orientierung gibt, indem er neben den Vorstellungen von Politikern und Wirtschaftsvertretern auch von verbreiteten Ängsten der Mehrheitsbevölkerung erzählt.

- 1 Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: Ders. (Hg.): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/Main 1989, S. 349–375.

KAI F. HÜNEMÖRDER

Rosengarten

VSWG 105, 2018/2, 243–245

Martin Schmitt

### **Internet im Kalten Krieg. Eine Vorgeschichte des globalen Kommunikationsnetzes**

(Histoire 102). transcript, Bielefeld 2016, 248 S., 29,99 €.

Der Autor stellt die Geschichte des APRANET dar, das als Vorläufer des Internets gilt und die Umbruchstelle zur Hochmoderne markiert. Untersuchungszeitraum sind die Jahre 1967 bis 1975. Nach einem einleitenden Kapitel, in dem die Begriffe ‚Netzwerk‘, ‚Kybernetik‘ und ‚Internet‘ vorgestellt und definiert werden, wendet sich der Vf. den Akteuren zu, wobei er das Militär, die Wissenschaft und die alternative Lebenswelt identifiziert. Anschließend schildert er das Timesharing-Verfahren von Computern als erste Form der Vernetzung. Die Konstruktion des APRANET als ein Kybernetiksystem ist Gegenstand eines weiteren Kapitels. APRA war eine dem Verteidigungsministerium der USA unterstellte Wissenschaftsorganisation zur Koordination der Verteidigungsforschung, darin war das Information Processing Techniques Office (IPTO) für Computerforschung zuständig. Das APRANET, wie später auch das Internet, baute auf der Datenübertragungstechnik der Paketvermittlung auf, das Paul Baran 1960 bei der RAND Corporation (einer Forschungsagentur der Air Force) als ein im Kriegsfall ausfallsicheres Kommunikationssystem entwickelt hatte. Die selbstständige Suche der Datenpakete im Netzwerk nach ihrem Ziel weist augenfällige Parallelen zum Autoverkehr im Autobahnnetz auf. Präsident Eisenhower hatte im Jahre 1956 in seiner Botschaft an die Nation den Aufbau eines Autobahnnetzes in den USA initiiert, das im Falle eines Atomkriegs der Bevölkerung Fluchtmöglichkeiten bieten konnte. Die Beziehungen des Autobahnnetzes zu Datennetzen wären in den Dokumenten der RAND Corporation zu untersuchen.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

In der US-Forschungslandschaft suchte offenbar das IPTO nach einer für die militärischen Geldgeber überzeugenden Aufgabe und schlug die Koppelung heterogener Computersysteme von Universitäten über das zu erstellende ARPANET vor, das den Austausch von Dateien ermöglichen sollte. Schmitt betont, dass dieses Konzept wissenschaftsgetrieben war, ihm aber nicht die militärische Zielsetzung zugrunde lag, ein ausfallsicheres Kommunikationssystem im Falle eines Atomkriegs aufzubauen. Insofern war die Koppelung zwischen Wissenschaft und Militär Ende der 1960er Jahre recht locker. Die IPTO übertrug 1968 die Entwicklung des ARPANETS dem kommerziellen kleinen Beratungsunternehmen BBN, da sich große Firmen nicht für den Auftrag interessierten. Schmitt schildert ausführlich den topologischen Aufbau des Netzwerks, das von kleinen Vorrechnern (Workstations) konstituiert wurde, die Datenpakete über Routingprozeduren untereinander austauschten. Die Vorrechner stellten die Verbindung zu einem jeweils dahinter gelagerten Großrechner in einem der Forschungsinstitute her. Interessant ist, dass bei der Konstruktion des Netzwerks ausdrücklich kybernetische Prinzipien wie die Selbstorganisationen und die Rückkopplung zur Anwendung kamen. Galt bisher die Kybernetik in der Literatur als eine rein philosophische Sichtweise auf die Welt, so arbeitet Schmitt hier eine handfeste Anwendung dieser Prinzipien zur Grundlegung des ARPANET aus. Zugleich zeigt er Verbindungen zur Alternativkultur in den USA auf.

Das ARPANET hatte keine militärischen Ziele, sondern diente dem Datenaustausch zwischen Universitäten der USA und in einem weiteren Schritt zum anfangs nicht geplanten Austausch von Mitteilungen (später: E-Mail), wurde aber erst dann stärker genutzt, als in einem Kongress zur Computerkommunikation 1972 dieses Netzwerk einer großen Wissenschaftlergemeinschaft vorgestellt wurde. Diesen Kongress kann man als den Durchbruch des ARPANET deuten. War bislang das ARPANET ein geschlossenes System, so wurde es nun zu mehreren anderen bestehenden, ebenfalls auf der Basis der Paketvermittlung arbeitenden, Netzwerken zusammenschaltet, was man als Beginn des „Internets“, d. h. der Verbindung mehrerer Netzwerke, deuten kann. Der Vf. geht auf Funknetze der Inselgruppe Hawaii ein, auf die Satellitenkommunikation zur Übertragung von seismischen Daten aus Norwegen (Detektion von Atomtests in der Sowjetunion) in die USA und die lokalen Netzwerke (LAN) in großen Firmen und Organisationen, welche lokale Computer untereinander für den Datenaustausch verbinden. Um die heterogenen Netzwerke zu verbinden, entwickelte das IPTO das bekannte Internetprotokoll TCP, welches die End-Computer stärker als das ursprüngliche ARPANET in den Verbindungsaufbau einbezieht. Auch das Militär setzte eine Vielzahl von unterschiedlichen Computersystemen ein und drängte auf Lösungen, Daten zwischen diesen auszutauschen und weltumspannende Befehlsketten aufzubauen. Ob dem IPTO für das TCP ein unmittelbarer militärischer Auftrag vorlag, lässt Schmitt offen. Bei der Entwicklung lokaler Netzwerke (LAN) wird wiederum die lose Kopplung zwischen Militär und Wissenschaft deutlich. In ihrem Forschungszentrum PARC hatte die kommerzielle Firma Xerox das Ethernet ohne Militärauftrag entwickelt. Das Militär nahm diese Netzwerktopologie dankbar an und setzte es zum Beispiel auf Kriegsschiffen ein, um dort die Computer zu vernetzen.

Leider endet das sehr lesenswerte Buch mit dem Jahr 1975, und der Leser vermutet eine lineare Erfolgsgeschichte des Internets in der Folgezeit. Diese trat aber nicht ein. Vielmehr waren die 1980er Jahre von einer Standardisierung der Computerkommunikation innerhalb der Triade USA, Japan und Westeuropa unter Führung des ISO-Normungsinstituts geprägt. Die nationalen Postgesellschaften bauten bereits in den 1970er Jahren vom Telefonnetz unabhängige digitale Net-

ze zur Paketvermittlung auf. So war Datex-P in Westdeutschland seit 1980 verfügbar. Die großen Player der Triade, wie die Telekommunikations- und Postgesellschaften, die Computer- und große Industrie-Firmen, wie General Motors mit weltweit 100 Produktionsstandorten, beachteten das im wesentlichen auf die USA konzentrierte Internet gar nicht, sondern schufen ein eigenständiges, auch auf der Daten-Paketvermittlung basierendes Kommunikationsprotokoll, das OSI-Referenzmodell. Die ISO-Normung war 1990 abgeschlossen, konnte sich aber nicht durchsetzen, weil die Anwendung umständlich und teuer war. Aus diesem Grund griff man auf das verfügbare und zu geringen Kosten nutzbare Internet und dessen Protokoll TCP zurück. Der Erfolg des Internets war damit eigentlich nur eine Notlösung. Das Scheitern der ISO-Normung innerhalb der Triade besitzt Parallelen zum Scheitern der EDIFACT-Normung, die ebenfalls in den 1980er Jahren mit großem Aufwand betrieben wurde und die weltweite Kommunikation von Geschäftsvorgängen im Handel branchenübergreifend standardisieren wollte. Stattdessen setzen sich branchenspezifische Subsets und Internet-basierte Protokolle (XML) durch. Das Scheitern der weltweiten Normungsbemühungen mag man als Warnung vor dem Überschwang aktueller Technikutopien, wie Industrie 4.0 und Internet der Dinge, werten, die ebenfalls eine weltweite Normung von Kommunikationsvorgängen erfordern.

RICHARD VAHRENKAMP  
Berlin

## B. Allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

VSWG 105, 2018/2, 245–246

Melanie Döge

**Der Entwurf eines Handelsgesetzbuches für die Stadt Frankfurt am Main von 1811. Bd. 1: Entstehen, Inhalt und Wirkung; Bd. 2: Texte und Materialien**  
Winter, Heidelberg 2016, 276 S., 56,00 € (Bd. 1), 142 S., 28,00 € (Bd. 2).

Die Vf.in widmet sich in ihrer Dissertation dem Handelsrecht innerhalb des Großherzogtums Frankfurt im Jahr 1811. In den sog. Modellstaaten des Rheinbundes sollten Verfassung, Verwaltung und Gerichtswesen nach französischem Vorbild neu gestaltet werden. Dabei kam es im Großherzogtum Frankfurt jedoch zu keiner pauschalen Übernahme des französischen *code de commerce* von 1807. Zuvor waren in Frankfurt eigene Bestrebungen gescheitert, das geltende Handelsrecht zu reformieren. Da weiterhin ein Bedürfnis für eine Reform bestand, erteilte Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg 1808 den Auftrag, das französische Handelsgesetzbuch im Hinblick auf dessen Tauglichkeit für die Handelsstadt zu begutachten. Auf dieser Grundlage wurde ein HGB-Entwurf eigens für die Stadt Frankfurt am Main verfasst. Dieser Entwurf übernahm den *code de commerce* jedoch nicht in Gänze und sollte zudem nicht für das gesamte Großherzogtum, sondern nur für die Stadt Frankfurt am Main gelten. Döge führt dies auf den Einfluss der selbstbewussten Frankfurter Kaufmannschaft zurück. Ihre These lautet, dass es den Kaufleuten gelungen sei, bei der Entstehung des Entwurfs ihre Interessen gegenüber der städtischen und großherzoglichen Regierung geltend

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

zu machen. Die Arbeit wurde von Albrecht Cordes betreut und in zwei Bänden publiziert. Der erste Band widmet sich der Entstehung, dem Gesetzesinhalt und der Wirkung des Entwurfs; der zweite Band besteht aus edierten Quellen im Zusammenhang damit.

Die Untersuchung beginnt mit einer Darstellung der politischen Rahmenbedingungen im Rheinbund und innerhalb des Großherzogtums Frankfurt als Modellstaat. Danach zeichnet die Vf.in die Entwicklung des HGB-Entwurfs für das Großherzogtum bis zu dessen Scheitern 1812 nach. Im zweiten Teil (S. 59 ff.) wird zunächst in der gebotenen Kürze das Frankfurter Handelsrecht im Alten Reich vorgestellt; daran schließt sich eine detaillierte Darstellung des Konzepts und der einzelnen handelsrechtlichen Vorschriften des HGB-Entwurfs aus dem Jahre 1811 an. Die Vf.in erläutert ausführlich die 452 Artikel, wobei jeder Abschnitt des Frankfurter HGB-Entwurfs zu seinem Pendant im *code de commerce* in Verbindung gesetzt wird. Auf diese Weise vermittelt die Vf.in eine umfassende Übersicht in Bezug auf die rechtlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Gesetzbüchern. Im dritten Teil werden die in dem Gesetzesentwurf nicht berücksichtigten Materialien vorgestellt, welche aufgrund lokaler Besonderheiten des Handelsplatzes Frankfurt am Main als überflüssig angesehen wurden (S. 143 ff.). Im vierten Teil (S. 171 ff.) wird die weitere Entwicklung des deutschen Handelsrechts bis zum Jahre 1871 für die Stadt nachgezeichnet, bevor die Untersuchung mit einer kurzen Zusammenfassung schließt.

Die Vf.in strebt „einen Erkenntnisbeitrag zu drei verschiedenen, miteinander verschränkten Bereichen“ an: erstens bezüglich der Schilderung des äußeren Ablaufs des Versuchs einer Handelsgesetzgebung für die Stadt Frankfurt am Main im Jahre 1811, zweitens bezüglich des Inhalts des Entwurfs und drittens bezüglich der Gründe seines Scheiterns (S. 4). Dabei ist ihr eine hervorragende Balance von historischen Sachverhalten und rechtshistorischen Bezügen und der jeweils diskutierten Fragestellung gelungen. Die reichhaltigen Quellennachweise legen zudem Zeugnis von einer besonders fundierten Recherche ab. Nach Auffassung der Vf.in bleiben die Gründe für das Scheitern des Entwurfs im Jahre 1812 unklar, wenngleich die Niederlage Napoleons in Russland am Ende desselben Jahres diesbezüglich nicht überschätzt werden sollte, da die Diskussion um den Entwurf bereits zuvor verstummt war (S. 57). Zudem gelingt es ihr auf überzeugende Weise, den preußisch inspirierten Mythos, dass die *cinq codes* den Modellstaaten überaus widerwillig aufgezungen worden seien, zu entkräften, da die revolutionären französischen Motive in den Modellstaaten zumindest zunächst durchaus breite Akzeptanz fanden. Gemeinsam mit der reichhaltigen Edition der Quellen und der detaillierten Analyse der Gesetzessystematik präsentiert Döge dem Leser eine umfassende Darstellung des untersuchten Gesetzesentwurfs.

ALEXANDER KUSTERMANN

Bonn



VSWG 105, 2018/2, 247–248

Bernd-Stefan Grewe / Karin Hofmeester (Hg.):

**Luxury in Global Perspective. Objects and Practices, 1600–2000**

(Studies in Comparative World History). Cambridge U.P., Cambridge 2016, 322 S., 115,72 \$.

Die Luxusdebatte ist zurzeit ein beliebtes Thema unter Wirtschafts-, Sozial- und Kulturhistorikern. Zahlreiche Konferenzen und Sammelbände widmen sich diesem Thema, und es ist oft nicht klar, wie sie sich voneinander abgrenzen.<sup>1</sup> Dies ist auch bei dem anzuzeigenden Buch der Fall, das interessanterweise die neuen deutschsprachigen Bände noch nicht zur Kenntnis nimmt. Die Herausgeber Bernd-Stefan Grewe und Karin Hofmeester versuchen, den Band in der Luxusdebatte zu positionieren und dazu „Luxus“ neu zu definieren. Wichtig erscheint hierbei ihr erweiterter Zugang, der „Luxus“ nicht auf Objekte beschränkt, sondern als eine Praxis versteht, die verschiedene soziale und kulturelle Funktionen erfüllt. Die Aufgabe der Autoren ist es dann, dieses erweiterte Luxuskonzept am Beispiel verschiedener Luxusobjekte in die Tat umzusetzen. Dies gelingt nicht immer überzeugend.

Am deutlichsten wird die neue Blickrichtung noch im Beitrag von Kim Siebenhüner („Precious things in motion: Luxury and the circulation of jewels in Mughal India“, S. 27–54), die Edelsteine und Juwelen im Kontext des Mogulreiches behandelt. Vfi. zeigt, dass die Eliten Juwelen und Edelsteine neben Elefanten, Pferden, Kamelen, Textilien und europäischen Gütern ihren Herrschern in Gestalt des Tributs, des Geschenkes oder eines symbolischen Loyalitätsversprechens übergaben. Während an den Höfen der materielle Wert der Juwelengaben genau registriert wurde, verhalf gerade die soziale Praktik des Gabentausches den Juwelen im Mogulreich zu einer langen Karriere. Anne Gerritsen („Chinese porcelain in local and global context: The imperial connection“, S. 116–137) untersucht dagegen vergleichend zwei Produktionsstätten der chinesischen Porzellanproduktion: Jizhou und Jingdezhen. Sie kann zeigen, dass bei gleichen Produktionsvoraussetzungen Jingdezhen durch Produktinnovationen zum führenden Porzellanproduktionszentrum Chinas aufstieg. Hierfür war nach Gerritsen die Konzentration auf wenige hochwertige Porzellanprodukte ausschlaggebend, z. B. das blau-weiße Porzellan im 15. Jh. Giorgio Riello („Luxury or commodity? The success of Indian cotton cloth in the first global age“, S. 138–168) widmet sich einem seiner Lieblingsthemen, den Baumwollstoffen. Während in Indien die bedruckten Baumwolltextilien in vielfältiger Qualität von allen sozialen Schichten nachgefragt wurden, erklärt Riello die Nachfrage der Baumwolltextilien in Europa damit, dass sie hier ein „aspirational luxury“ darstellten, einen Luxusgegenstand für Aufsteiger, die mit den neuen Textilien einen höheren sozialen Status zu erreichen versuchten. Dies war natürlich bei nahezu allen Luxusgütern der Fall.

Von der Frühen Neuzeit springt der Band dann nach Afrika in das 19. und 20. Jh. Silvia Ruschak („The gendered luxury of wax prints in South Ghana: A local luxury good with global roots“, S. 169–191) untersucht sogenannte afrikanische „Waxprints“: industriell gefertigte bunte Baumwollstoffe, die mit Hilfe von Wachsschablonen bedruckt wurden, um ihnen ein batikartiges Aussehen zu geben. Dabei spezialisierte sich die niederländische Firma „Vlisco“ auf die Produktion dieser Stoffe für den afrikanischen Markt und belieferte Westafrika auch noch nach der Unabhängigkeit damit. Inzwischen werden die niederländischen Produkte von chinesischen Kopien auf den afrikanischen

Märkten verdrängt. Ebenfalls Afrika widmet sich Karin Pallaver („From Venice to East Africa: History, uses, and meanings of glass beads“, S. 192–217). Sie untersucht die Produktion von Glasperlen in Venedig, die als Luxusprodukte nach Afrika verschifft wurden, um dort als Tauschobjekte im Handel zu dienen. Dabei informierten sich die europäischen Händler über afrikanische Mittelsmänner genau darüber, welche Art von Glasperlen im inneren Afrika als modern galt. Von Afrika geht es dann nach Japan im 16. und 17. Jh. Martha Chaiklins („Imports and autarky: Tortoiseshell in early modern Japan“, S. 218–241) beschreibt, wie Schildpatt dadurch zum Luxusgegenstand in Japan wurde, dass japanische Frauen um 1660 mit Schildpattkämmen ihr Haar schmückten.

Den intellektuellen Rahmen des Bandes sprengen die abschließenden Beiträge zum Elfenbeinhandel im 19. Jh. und zum Wandel der Safari im 20. Jh. Entsprechend bleibt der Eindruck zwiespältig.

- 1 Christof Jeggle et al. (Hg.): Luxusgegenstände und Kunstwerke vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Produktion – Handel – Formen der Aneignung. Konstanz/München 2015.

MICHAEL NORTH  
Greifswald

VSWG 105, 2018/2, 248–249

Habbo Knoch  
**Grandhotels. Luxusräume und Gesellschaftswandel in New York, London und Berlin um 1900**

Wallstein, Göttingen 2016, 495 S., 34,90 €.

Das auf die Habilitationsschrift des Autors zurückgehende Buch nutzt das Grandhotel der Jahrhundertwende als Sonde für eine mit „der Raum-, Urbanisierungs-, Oberschichts- und Tourismusforschung“ eng verbundene transnationale Kulturgeschichte (S. 25). Im Mittelpunkt stehen New York, London und Berlin, wobei die Argumente für eine Pionierfunktion New Yorks überzeugender ausfallen als die für eine Nichtberücksichtigung von Paris.

Nach einer informativen Einführung in die Anfänge des modernen Hotels stellt der Vf. die Hotelentwicklung in seinen Untersuchungsstädten zwischen 1850 und 1880 detailliert dar. Diese ist notwendigerweise eng mit der Metropolengeschichte verwoben, sodass der Neuigkeitswert des Dargebotenen schwankt, doch mindert das in keiner Weise das Verdienst, die in den zeitgenössischen Grandhotels zutage tretenden Unterschiede in den Auffassungen herausgearbeitet zu haben, welche die jeweiligen Oberschichten von einem angemessenen sozialen Miteinander hatten. Stärker systematisch angelegt sind dann drei auf die Jahrhundertwende konzentrierte Kapitel zur räumlichen Struktur und sozialen Textur der Grandhotels, während das sechste, Krieg und Nachkriegszeit behandelnde Kapitel schon fast als Epilog erscheint, der London kaum noch berücksichtigt.

Zu den Vorzügen der Studie zählt zunächst die genaue Rekonstruktion des Hotelbaus in New York, London und Berlin unter Einschluss der durchschnittlichen Zimmerzahlen, der sich keines-

wegs synchron entwickelnden Ausstattung dieser Zimmer oder auch der architektonischen Gestaltung. Das besondere Augenmerk des Vf. gilt dabei der räumlichen Strukturierung der sozialen Welt des Grandhotels. Er bietet hierzu eine Fülle anregender Beobachtungen und Interpretationen. Dazu zieht er eine Fülle zeitgenössischer, häufig literarischer Stimmen heran, und es ist angesichts der schwierigen Quellenlage nicht ihm anzulasten, dass dabei der Grat zwischen erhellender Einzelbeobachtung und der Reproduktion von Stereotypen (z.B. bei der wiederkehrenden Distanzierung vom „Parvenü“) schmal ist. Auch wenn er am Ende seines sehr gut lesbaren Buches zehn thesenförmige Charakterisierungen des urbanen Grandhotels bietet, beeindruckt dieses vor allem als breit angelegtes Panorama.

FRIEDRICH LINGER

Justus-Liebig-Universität Gießen

VSWG 105, 2018/2, 249–250

Frederick L. McKittrick

**From Craftsmen to Capitalists. German Artisans from the Third Reich to the Federal Republic, 1939–1953**

(Monographs in German History 37). Berghahn, New York/Oxford 2016, 286 S. (2 Abb., 11 Tab.), 120,00 \$.

Der Autor verfolgt eine geradezu klassische Fragestellung: Was bewirkte der Nationalsozialismus in der deutschen Gesellschaft, und wie lässt sich die Stabilität der (westdeutschen) Demokratie nach 1945 erklären? (S. X) Dass er dazu die Handwerker untersucht, legt nahe, dass er sich in einer gewissen Denktradition bewegt. Und tatsächlich baut er auf dem Diskussionstand auf, den im Wesentlichen die Arbeiten Heinrich August Winklers begründen. Diese sind in den 1970er Jahren entstanden, 1991 dann noch einmal in Gestalt zentraler Aufsätze in einem Sammelband unter dem Titel „Zwischen Marx und Monopolen“ gebündelt erschienen.<sup>1</sup>

Winklers „Meistererzählung“ lässt sich rasch wiedergeben: Der deutsche „Mittelstand“ – darunter auch die Handwerker – geriet in der Industrialisierung in die Defensive und wandte sich schuttsuchend an den Staat und die konservativen Kräfte. In der Weimarer Republik fiel diese Protektion weg, und die Krisen, insbesondere die Weltwirtschaftskrise, trieben den Mittelstand in die Arme der Nationalsozialisten. Diese versprachen Schutz, brachen das Versprechen aber, weil sie eine leistungsfähige Wirtschaft benötigten, um Krieg zu führen. Damit legten sie gleichzeitig ungewollt das Fundament für die Integration des Mittelstandes in der Nachkriegswirtschaft und -demokratie.

McKittrick folgt dieser Erzählung und bewegt sich damit maximal auf dem Forschungsstand von vor 25 Jahren. Irritierend wirkt bereits die Periodisierung der Studie. Die Handwerksordnung von 1953 markiert natürlich einen wichtigen Punkt als Grundlage der Formierung des Handwerks in der Bundesrepublik. Für den Kriegsbeginn 1939 gilt das – zumindest spezifisch für die Handwerker – nicht in gleicher Weise. Wichtigere Einschnitte für sie waren der Vierjahresplan von 1936 und die Jahre 1934/35, welche den Innungs- und Meisterzwang brachten.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Ohnehin liegt der eigentliche Schwerpunkt der Studie McKitricks auf der unmittelbaren Nachkriegszeit, der sich zwei Drittel des Buchs widmen. Es hätte viel dafür gesprochen, sich darauf zu konzentrieren, denn der Vergleich der Handwerkspolitik in der britischen und amerikanischen Zone ist durchaus interessant. Während die Briten die bestehende Handwerksordnung im Prinzip beibehielten, setzten die Amerikaner eine recht weitgehende Liberalisierung des Marktzugangs durch. Allerdings geht McKitrick nicht wesentlich über die Studien Boyers und Scheybanis<sup>2</sup> hinaus. Das gilt höchstens für den Versuch, die Handwerkspolitik im Nationalsozialismus als Modernisierungspfad zu beschreiben. Das Grundproblem der entsprechenden Debatte vor 25 bis 30 Jahren wird auch bei McKitrick nicht gelöst, ja nicht einmal zur Kenntnis genommen: Welchen Erkenntnisgewinn bieten der Rekurs auf Modernisierungstheorien und die Charakterisierung des Nationalsozialismus als Modernisierungskraft wider Willen?<sup>3</sup>

McKitricks Studie kommt den einzelnen Handwerkern nicht nahe, sie tauchen maximal als hoch aggregierte statistische Daten auf. Seine Argumentation bewegt sich auf einer sehr allgemeinen Ebene, und es gelingt nicht, diese „Meta-Perspektive“ mit dem zu verbinden, was an der Basis der Handwerksorganisationen passierte. Die Behauptung, etwa „changing perspectives in Handwerk“ zu analysieren (S. 217–221), trifft nicht zu. Die zentrale These, „that the economic-social stabilization and political integration of the handwerk component of the (West) German Mittelstand after World War II had its roots in the Third Reich“ (S. 248), lässt sich so weder beweisen noch zeigt sie sich als fruchtbarer Ansatz.

- 1 Heinrich August Winkler (Hg.): Zwischen Marx und Monopolen. Der deutsche Mittelstand vom Kaiserreich zur Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt 1991.
- 2 Christoph Boyer: Zwischen Zwangswirtschaft und Gewerbefreiheit. Handwerk in Bayern 1945–1949. München 1992; Abdolreza Scheybani: Handwerk und Kleinhandel in der Bundesrepublik Deutschland 1949–61. Sozialökonomischer Wandel und Mittelstandspolitik. München 1996.
- 3 Vgl. Hans Mommsen: Nationalsozialismus als vorgetäuschte Modernisierung, in: W.H. Pehle (Hg.), Der historische Ort des Nationalsozialismus. Frankfurt 1990, S. 31–46; Rainer Zitelmann / Michael Prinz (Hg.): Nationalsozialismus und Modernisierung. Darmstadt 1991.

BERND HOLTWICK  
Dortmund

VSWG 105, 2018/2, 250–252

Ansgar Schanbacher

**Kartoffelkrankheit und Nahrungskrise in Nordwestdeutschland 1845–1848**  
(Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 287). Wallstein, Göttingen 2016, 503 S., 42,00 €.

Drei Fragekomplexen geht der Vf. in der vorliegenden Arbeit nach: Zum einen will er die Ausbreitung der Kartoffelkrankheit in den nordwestdeutschen Territorien nachverfolgen, zum anderen die Folgen der Krise sozial differenziert betrachten und schließlich die Wahrnehmung von Krankheit und Krise, das Verständnis von Ursache und Auswirkungen sowie die darauf beruhenden gesell-

schaftlichen Reaktionen untersuchen. Widmeten sich frühere Studien vor allem der wirtschaftsgeschichtlichen Seite und in geringerem Ausmaß dem Regierungs- und Verwaltungshandeln in der Krise, so erweitert Schanbacher, der sich gleichwohl auf die Arbeiten Abels bezieht, seine Fragestellung um die in der aktuellen Geschichtsschreibung stärker diskutierten Themen der Vulnerabilität und der Resilienz gegenüber Krisen, andererseits aber vor allem um Aspekte der Wissensgeschichte.

Der erste Teil des Fragekatalogs ist vergleichsweise einfach zu beantworten. Wie in großen Teilen Europas trat auch in Nordwestdeutschland die Kartoffelkrankheit ab 1845 flächendeckend auf, in den Folgejahren freilich mit starken regionalen und teilweise sogar lokalen Unterschieden. So waren die Marschgebiete stärker beeinträchtigt als die Geest, auch scheint die Krankheit eher die feineren Speisekartoffeln als die zur Fütterung angebauten Sorten betroffen zu haben. Verstärkt durch die schlechte Getreideernte 1846 führte das zu einer Teuerungs- und Nahrungskrise, die ihre Preisspitze im Mai 1847 erreichte. Wie schon 1816/17 sind hier allerdings auch lokal und regional Verlierer- und Gewinnerzonen auszumachen. Wenig überraschend ist das Ergebnis, dass die am meisten vulnerablen Bevölkerungsgruppen die landlosen Arbeiter in den Dörfern sowie die Kleinhandwerker und Tagelöhner in den Städten waren. Darüber hinaus kann Schanbacher vor allem über Petitionen andere Gruppen ausmachen, die besonders stark von der Teuerung betroffen waren: Kleinbauern, niedere Beamte, Lehrer, Handwerker und Nichtsesshafte, die alle auf den Zukauf von Nahrungsmitteln angewiesen waren, ebenso Landwirte, die v. a. auf Viehhaltung setzten, während – auch hier nicht überraschend – Müller, Bäcker, Getreidehändler und Eigentümer großer Vorräte als Profiteure der Krise anzusehen sind. Weiterführend hingegen ist die Analyse der Wahrnehmung der Krise und des Wissens um ihre Ursachen. Hier reicht die Spannweite von „Gottes Finger“, auf den nach Bauer Mattfelds Meinung letztlich der „schädliche Thau“ zurückzuführen war, welcher den Roggen nicht reifen ließ, bis hin zu naturwissenschaftlichen Erklärungsversuchen, die zwischen Experten und Praktikern diskutiert wurden, wobei erst 1861 erkannt wurde, dass ein Pilz die Ursache der Kartoffelkrankheit war. Wie auch aus anderen Themengebieten, etwa der Frage der Diffusion agrarischer Innovationen, bekannt, fand in den landwirtschaftlichen Vereinen direkt und medial über deren Veröffentlichungen ein Wissenstransfer zwischen Theorie und Praxis statt, sicher nicht nur in eine Richtung, waren doch die größeren fortschrittsorientierten Landwirte in den Vereinen vertreten. Wie der Transfer in Richtung unterbäuerliche Gruppen weiterging, kann nicht rekonstruiert werden, anzunehmen ist, dass praktische Erfolge der Landwirte, etwa durch das Pflanzen früher Sorten, dort imitiert wurden. Andererseits verhinderte eine zunehmend in Fachpublikationen stattfindende Kommunikation naturwissenschaftlicher Ergebnisse deren schnelle Popularisierung.

Das Regierungs- und Verwaltungshandeln auf zentraler Ebene bewertet Schanbacher als aus Furcht vor Unruhen gesteuerte Politik, die häufig zu spät einsetzte, während zunehmend den mittleren Instanzen, v. a. aber der kommunalen Ebene und in hohem Maße dem sozialen Engagement von Gruppen vor Ort zuzuschreiben war, dass größere Hungerkatastrophen und infolgedessen auch größere Unruhen ausblieben. Folgerichtig sieht der Autor die Krise auch nicht als Auslöser der Revolution 1848.

Die solide, auf einer großen Vielfalt von Quellen basierende Arbeit gewinnt ihren über das regionalgeschichtliche Interesse hinausgehenden Wert insbesondere durch die Aufarbeitung der diskurs- und kommunikationsgeschichtlichen Aspekte der Krise und wird so ihrem Anspruch, eine

auf Nordwestdeutschland bezogene und neue Fragestellungen mit einbeziehender Erweiterung des Abelschen Ansatzes zu sein, mehr als gerecht.

GUNTER MAHLERWEIN

Mainz/Saarbrücken

VSWG 105, 2018/2, 252–253

Josef Schmid

**Freiheit und soziale Verantwortung. Der Unternehmer Wilhelm Köhler von 1897 bis 1962**

Wallstein, Göttingen 2016, 418. S. (40 Abb.), 24,90 €.

Während zur Geschichte von Großkonzernen und den Handlungsmotiven ihrer führenden Köpfe in der nationalsozialistischen Diktatur zahlreiche Studien vorliegen, ist darüber, wie sich kleinere und mittlere Unternehmen auf das NS-Regime einließen und mit ihm arrangierten, immer noch wenig bekannt. Für die Kinder und Enkel von mittelständischen Unternehmern ist die Auseinandersetzung mit dem Verhalten ihrer Vorfahren häufig ein emotionaler, durchaus schmerzhafter Prozess, der einen offenen Umgang mit der eigenen Familiengeschichte mitunter erschwert, bisweilen aber auch einen Drang nach detaillierter Aufklärung evoziert. In einem Beitrag von Christoph Dipper zur südhessischen Wirtschaft zwischen 1933 und 1945 (erschieden 2012 in einem Sammelband zur 150-jährigen Geschichte der IHK Darmstadt) machte Lotte Köhler, Tochter des Maschinenfabrikanten und ehemaligen IHK-Präsidenten Wilhelm Köhler, sachliche Fehler und eine „fragwürdige politische Verortung“ (S. 9) ihres Vaters aus. Da überdies wichtige Quellen nicht berücksichtigt worden seien, beauftragte sie Josef Schmid, u. a. mit Hilfe der umfangreichen Privatkorrespondenz Köhlers, eine umfangreiche Biografie zu verfassen. Nicht, um Köhler „von irgendeiner vermeintlichen oder tatsächlichen Schuld im ‚Dritten Reich‘ freizusprechen“, sondern sein Verhalten „durch eine Einbettung in übergreifende Prägungen und Erfahrungen [...] besser verständlich“ zu machen (S. 10).

Die berufliche Karriere Köhlers verlief für einen Unternehmer seiner Generation ungewöhnlich. Sein Vater Wilhelm sen. verdiente sein Geld nicht als Kaufmann, Unternehmer oder angestellter Manager, sondern als Oberarzt und Verwaltungsdirektor des Offenbacher Krankenhauses. In einer bürgerlich-konservativen, im gegenseitigen Umgang eher sachlich-nüchternen Familie aufgewachsen, die ihm ein hohes Leistungsethos, Rationalität und Pragmatismus vermittelte, schien Köhler zunächst in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Als Jugendlicher entdeckte er seine Leidenschaft für Technik, Forschung und naturwissenschaftliche Experimente. Überzeugend arbeitet der Autor den Ersten Weltkrieg als tiefe Zäsur im Lebensweg Köhlers heraus. Dieser lernte, „sich unter widrigsten Umständen zu behaupten“, verspürte im Umgang mit Soldaten und Vorgesetzten ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und vor allem ein „Streben nach größtmöglicher persönlicher Freiheit“ (S. 69), das fortan sein Verhalten entscheidend prägte. Nach dem Kriegsende ging er mit Begeisterung das Medizinstudium an, reichte im Sommer 1922 seine Dissertation an der

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Frankfurter Universität ein, entschied sich schließlich aber doch für eine andere Laufbahn. Da er in den Krisenjahren der Weimarer Republik für Ärzte kaum noch berufliche Perspektiven sah, begann er im Oktober 1922 eine kaufmännische Lehre bei der Gandenberg'schen Maschinenfabrik Georg Goebel in Darmstadt, einem traditionsreichen Anbieter von Spezialdruckmaschinen (u. a. von Briefmarkendruck-, Fahrkartendruck- und Rollschneidemaschinen). Hier gelang ihm eine bemerkenswerte Karriere: Nach nur sechs Jahren stand er als alleiniger Vorstand an der Unternehmensspitze und führte Goebel mit Arbeitszeitverkürzungen und technischen Innovationen durch die Weltwirtschaftskrise.

Von einer ideologischen Nähe Köhlers zum Nationalsozialismus kann sicherlich keine Rede sein. Dass er in der Lesart des NS-Regimes zu den sog. „Vierteljuden“ gehörte, verschleierte er mit einem gefälschten „Ariernachweis“. Er entließ 1933 keine Sozialdemokraten und Kommunisten, unterstützte die befreundeten sozialdemokratischen Regime-Gegner Carlo Mierendorff und Theodor Haubach, stand im Visier der Gestapo, wollte sich zunächst nicht auf das Rüstungsgeschäft einlassen und lehnte 1935 den Bau von Flugzeugmotoren ab. Und dennoch: Wollte die Goebel AG ihren Betrieb nicht aufs Spiel setzen und nicht „zur industriellen Manövriermasse von NS-Dienststellen werden“ (S. 217), musste sich Köhler mit den Ansprüchen des Systems und den regionalen Wehrwirtschaftsbehörden in irgendeiner Form arrangieren. Goebel nahm seit Kriegsbeginn Aufträge des Oberkommando des Heeres an (die freilich bis 1945 stets im Schatten der zivilen Geschäftszweige standen), beteiligte sich u. a. an der Produktion von Granaten, stellte Munition für Feldhaubitzen her, wurde zu einem Zulieferbetrieb für Rüstungsunternehmen und beschäftigte Zwangsarbeiter. Köhler war seit 1942 als Bereichsbeauftragter Darmstadt im Hauptausschuss Maschinen unmittelbar in die Planungen des Rüstungskommandos Darmstadt involviert und partizipierte im Januar 1945 am Führernotprogramm.

Die Ergebnisse der Studie bestätigen letztlich den aktuellen Forschungsstand. Die Biografie Köhlers, der nach 1945 sowohl den schwierigen Wiederaufbau des Unternehmens als auch der IHK Darmstadt vorantrieb und sich als engagierter Förderer der TH Darmstadt hervortat, zeigt exemplarisch, „dass die Anpassungsbereitschaft von Unternehmern generell weniger auf einer ideologischen Zustimmung oder der Übernahme nationalsozialistischer Moral basierte, sondern vielmehr auf der Fortführung klassischer unternehmerischer Entscheidungsroutinen“ (S. 326). Das sieht freilich Christoph Dipper im Kern nicht anders.

JÖRG LESZENSKI  
Frankfurt am Main



VSWG 105, 2018/2, 254–255

John Singleton

**Economic and Natural Disasters since 1900. A Comparative History**

Edward Elgar, Cheltenham/Northampton 2016, vi u. 247 S., 72.00 £.

This interesting but sometimes puzzling book begins by laying out the modified disaster cycle used in this analysis. The next six chapters discuss, among other things, Hurricane Katrina, the First World War, the Great Depression, mining disasters, the problem of tobacco in the later 20<sup>th</sup> century, and the “twin financial disasters of the early 21<sup>st</sup> century”, i. e. the “Anglo-American Financial Disaster” that began in 2007, and the “Eurozone disaster” that followed. The author’s work in economic history informs the chapters on the great depression and the 21<sup>st</sup> century. Indeed, as the author was finishing a book on central banking, he found that “the hypothesis between financial disasters and other types of disaster intrigued me”.

Like most such books, this book starts by outlining what a disaster is. What all definitions have in common, the author argues, is that disasters are *social* phenomena that have measurable and unmeasurable costs. Disasters can be conceived of as external shocks, the manifestation of existing social vulnerabilities, or as states of uncertainty and confusion. The author notes that most disasters have all of these features.

A traditional disaster researcher will look at the choices of disasters studied in this book and will ask “how are all these disparate events disasters?” The author argues that we should cover a wide array of these kinds of events in order to understand how the disaster cycle works. The basic conception of the disaster cycle, as used by the United States National Governors’ Association (NGA), consists of four phases: relief, rehabilitation, reconstruction, and mitigation. To these basic elements the author adds notions of warnings and blame allocation to the cycle and introduces four critical periods: the triggering event, sensemaking and decision making, the unfolding disasters, and rescue and relief. The author argues that this structure has its roots in disaster social science but that the disaster cycle has largely been used as a conceptual tool by practitioners.

What propels this cycle is human activity. This is sensible, but it still does not overcome the classic problems of the disaster cycle: When does it begin or end, when does the cycle move from one phase to another, and what characterizes the activities within each stage? And, indeed, when is the critical triggering event? In the case of a relatively sudden event, such as a hurricane or an earthquake, the triggering event may be easily found. But a discussion of the “triggering event” of, say, the First World War or of the 21<sup>st</sup> century economic crises or disasters will likely find all manner of warning signs, but these warnings are often unheeded, and we often don’t know that these signs *were* warnings until well after the disaster occurs. In the tobacco case, there were so many warnings and signs and potential triggers over time that it is difficult to characterize tobacco-related health problems as a “disaster”. While the author argues that the costs, not the speed, are key to understanding disasters, we might take a lesson from John Kingdon’s work on agenda setting in the policy process; Kingdon distinguishes between indicators of a problem – statistical evidence, for example, derived from epidemiological studies – and sudden, attention grabbing “focusing events” that concentrate attention in a very short period of time. The way in which political systems deal with these two ways of attracting attention to problems are considerably different.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

The easiest cases to which to apply the disaster cycle are, unsurprisingly, Hurricane Katrina and mining accidents. The discussion of Katrina contains some errors that detract from the argument. The author argues that New Orleans' drainage canals drain the Mississippi to the sea; in fact, they drain storm water into Lake Ponchartrain, and the primary causes of flooding in New Orleans from Katrina was the storm surge from the lake into these drainage canals, causing this failure. Later in the chapter, we learn that "there was a degree of looting and disorder in the city, which was only to be expected after any disaster, but it was not as bad as was depicted in the media" (p. 37). The sociological literature on disaster makes clear that looting and disorder are, in fact, not at all "expected" events, but are unusual, and are usually the result of a combination of factors, including diminishing hope that civil authority would help those in need, which means that "looting" may actually be "scavenging for supplies". These critiques, however, are relatively minor; the broad story of the problem of Hurricane Katrina is well outlined here, although other scholars, particularly well grounded in natural hazards research, have written more authoritative accounts of this disaster.

The balance of the book contains some fascinating case studies, but one is left with the impression that the fit between the disaster cycle, as explicated by sociologists and as extended in this book, and its applications to the cases, is rather forced. For example, the First World War can be said to have been the result of so many related factors that it is hard to apply to the disaster cycle to as complex a problem as this war. And while there appears to be a sensemaking phase after the assassination of Archduke Ferdinand, this sensemaking reveals the deeply contradictory thought processes of the small group of leaders who took the world to war. And the application of the disaster cycle to economic crises and public health issues is less straightforward, given that these events have much more ambiguous warnings – much like in the World War I example – and very complex sensemaking processes.

The attempt to apply the disaster cycle to these different kinds of events is interesting, and provides the volume with an organizing principle that allows for some fascinating case studies. The book's strengths, like the author's, are in the description of the financial disasters of the 1930s and the early 21<sup>st</sup> century. Students of these kinds of events will find these case studies illuminating. But, given the vast range of kinds of events being considered under the rubric of "disaster", the book's extension and application of the disaster cycle may be puzzling to more traditional scholars of disasters, as they are traditionally defined in the social sciences. But there is value to improving our notion of the disaster cycle and in showing common features among different sorts of "disasters".

- 1 John W. Kingdon: *Agendas, Alternatives, and Public Policies*. 2nd Edition, Boston 2011.

THOMAS A. BIRKLAND  
Raleigh



VSWG 105, 2018/2, 256–257

Ralf Stremmel (Hg.)

**Humboldt dankt, Adenauer dementiert. Briefe aus dem Historischen Archiv Krupp**

von Zabern, Darmstadt 2017, 248 S. (100 Illustr.), 24,95 €.

Anlässlich ihres fünfzigjährigen Gründungsjubiläums hat die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach Stiftung unter anderem eine Publikation vorgelegt, die 66 Dokumente – mit Ausnahme einer Urkunde und eines Gästebucheintrags ausschließlich Briefe – beinhaltet. Zuvor waren sie in einer Ausstellung zu sehen. Die Schreiben stammen aus zwei Jahrhunderten (1800–2000) und zeigen die Netzwerke der Unternehmerfamilie Krupp. Korrespondenzpartner wie Kaiser Wilhelm II., Otto von Bismarck, Gustav Stresemann, Rudolf Heß, Konrad Adenauer, Willy Brandt und Helmut Schmidt belegen eindrucksvoll die Kontinuität der Kontakte der Krupps mit der politischen Führungsschicht. Briefe von Alexander von Humboldt, Oskar von Miller und Max Liebermann zeigen, dass die Familie schon früh Wissenschaft und Kultur förderte. Die Wirtschaft und damit Konkurrenten und Geschäftspartner sind u. a. durch Robert Bosch, Friedrich Harkort und Ferry Porsche repräsentiert. Vielfältige internationale Kontakte sind durch Schreiben von Kaiser Haile Selassie und Andrew Carnegie belegt.

Beim Lesen der Briefe entsteht ein beinahe universalgeschichtliches Panorama der vergangenen 200 Jahre. Das sollen einige Beispiele illustrieren: Nebenbei erfährt man aus einem Brief von Max Oertz, Jachten- und Flugzeugbauer, an Gisbert Gillhausen, Direktoriumsmitglied bei Krupp, von 1912 nicht nur Details über die Kollateralschäden des frühen Flugverkehrs, sondern auch über den Kampf der Arbeiterbewegung um den 1. Mai als Feiertag. Der Bericht Georg Metzendorfs an Margarethe Krupp über die Baumaßnahmen auf der Margarethenhöhe von 1924 offenbart neben dem sozialen Engagement der Familie Krupp Einzelheiten über die Kreditwirtschaft in der Inflationszeit. Das Schreiben der Mathematikerin Ruth Moufang an die Krupp-Personalabteilung von 1946 macht die Ausgrenzung der Frauen aus der Wissenschaft in der NS-Zeit deutlich und enthüllt zugleich eine Pionierleistung der Firma Krupp. Denn Ruth Moufang war die erste promovierte Naturwissenschaftlerin, die in einem Unternehmen angestellt wurde. In der Gesamtschau zeigen die Briefe die Bedeutung einer der wichtigsten deutschen Industriellenfamilien – und nebenbei exemplarisch, wie sehr die Großunternehmer des 19. und 20. Jh.s dem Vorbild des Adels nacheiferten, sei es bei der Förderung von Wissenschaft und Kultur, sei es bei der Freizeitgestaltung.

Die Dokumente sind im Original – wenn auch nicht in Originalgröße – abgebildet und mit einer modernen Transkription versehen. Sie werden von erläuternden Annotationen und einem Kommentar begleitet, in dem eine zum Dokument gehörende Geschichte erzählt wird – die ‚Story‘, wie der Herausgeber den Text charakterisiert.

Einführend enthält der Band vier Aufsätze. Ralf Stremmel stellt die Sammlung vor und erläutert die Auswahl sowie die Gestaltungsprinzipien des Bandes. Er ordnet die Schreiben in den historischen Zusammenhang ein und stellt die Geschichte des Unternehmens in einem kurzen Abriss vor. Christian Benne stellt die handschriftlichen Dokumente in den kulturgeschichtlichen Zusammenhang. Eckardt Henning liefert eine Typologie der Autographen und macht ihren Wert im Kontext des Archivguts deutlich. Daniel Droste analysiert die Schreiben aktenkundlich und zeigt, wie

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

stark die Verfahren der öffentlichen Verwaltung den Geschäftsgang bei Krupp beeinflussten. Die Abbildung einer preußisch fadengehefteten Akte (S. 60) unterstreicht dies. Er macht eindrucksvoll deutlich, dass Kenntnis und Interpretation der Vermerke und Verfügungen und damit der zweiten Textebene auf den Schreiben zu relevanten Erkenntnissen über den Geschäftsgang in einem Großunternehmen führen können. Der Band wird durch Literaturangaben und ein Register mit Kurzbiografien der Korrespondenzpartner abgerundet.

Die Sammlung ist ein gelungener Querschnitt der Bestände des Historischen Archivs Krupp. Wer sich für Industrielle in ihrem gesellschaftlichen Umfeld interessiert, kann sich hier einen detailreichen Überblick verschaffen. Gleichzeitig enthält der Band Material für die aktenkundliche Lehre.

IRMGARD CHRISTA BECKER  
Marburg

VSWG 105, 2018/2, 257–258

Maik Tändler

**Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren**  
(Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen 30).  
Wallstein, Göttingen 2016, 504 S., 49,90 €.

Diese leicht überarbeitete Dissertation, 2015 an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen verteidigt, wurde von Bernd Weisbrodt betreut, der dort bis 2011 Professor für Mittlere und Neuere Geschichte war. Tändler untersucht den Prozess der Popularisierung psychologischen Wissens und psychotherapeutischer Praktiken in den 1970er Jahren, der bereits zeitgenössisch als „Psychoboom“ beschrieben wurde und seinen Ausdruck auch in der Professionalisierung und Ausbreitung entsprechender Berufsstände fand. Diese Entwicklung, so die These, bewirkte eine nachhaltige Veränderung von Selbst- und Sozialverhältnissen in der Bundesrepublik. Im Mittelpunkt habe dabei das „Ideal eines emotional expressiven und kommunikativen, zugleich authentischen und selbstbestimmten wie auch sozial flexiblen anpassungsfähigen Subjekts“ gestanden. In der therapeutischen Selbst- und Fremdzuwendung habe eine „gesellschaftspolitische Verheißungskraft“ gelegen, die als „individuelle und soziale Emanzipationstechnologie“ verstanden und vielfältig angewendet wurde (S. 11).

Als Grundlage dieses bunten und weitverzweigten Geschehens macht Tändler zwei historische Entwicklungen aus: 1) den Prozess der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ (Lutz Raphael), der mit einer zunehmenden gesellschaftlichen Präsenz humanwissenschaftlicher Experten einherging; 2) den politischen und soziokulturellen Umbruch der 1960er Jahre, verdichtet in der Chiffre „1968“. Hier zeichnete sich ein Wandel zu postmaterialistischen „Selbstentfaltungswerten“ ab, der von einer sich politisierenden hedonistisch-individualisierten Konsum- und Jugendkultur befördert wurde und als Vorläuferin eines linksalternativen Milieus verstanden werden kann, das sich an Leitwerten wie „Authentizität, Spontaneität, Kreativität, Ganzheitlichkeit oder Natürlichkeit“ orientierte

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

(S. 14). Mit dem Ausgangspunkt einer „Lebensstilrevolution“ Ende der 1960er Jahre und dem Aufgehen der Selbst-Verwirklichung in einer Selbst-Optimierung im Sinne des „unternehmerischen Selbst“ (U. Bröckling) sind auch Ausgangs- und Endpunkt der Darstellung Tändlers benannt.

In drei großen Abschnitten führt er den Leser durch die 1970er Jahre. Dabei nimmt er zunächst („Verwissenschaftlichung des Selbst“; ca. 140 Seiten) vor dem Hintergrund der Psychiatriekritik dieser Zeit den Aufschwung und die Ausweitung der Psychoanalyse ebenso in den Blick wie den Aufstieg der Psychologie zur therapeutischen Leitwissenschaft, die auch zu einem Ansturm auf das Psychologiestudium führte. Im folgenden Teil von der „Befreiung des Selbst“ (ca. 180 S.) wird die politische Psychologie (ebenso wie politisierende Psychologen), bezogen auf die NS-Vergangenheit auf der einen und die Politisierung der Subjektivität auf der anderen Seite, in den Blick genommen. Als „psychopolitische Laboratorien“ werden hier u. a. Kommunen und Kinderläden näher betrachtet. Den (Selbst-)Pathologisierungsprozessen in der Studentenbewegung werden Praktiken der Humanistischen Psychologie entgegengestellt. Der Teil endet mit einem Blick auf eine heute befremdlich anmutende östliche Spiritualität: „Bhagwan und die Orientalisierung der Therapie“. Der abschließende dritte Teil von der „Selbst-Demokratisierung“ (85 S.) beschäftigt sich überwiegend mit der Gruppendynamik (dargestellt an Seminaren der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung) sowie mit einem Ausblick auf die therapeutische Selbstführung ökonomischer Subjekte und dem wachsenden Markt der „Therapien für Normale“.

Diese jüngeren Entwicklungen bestimmen auch die Schlussbetrachtung: Die „emanzipatorischen Verheißungen“ der 1970er Jahre seien weitgehend von den „Vorstellungen therapeutisch hervorzubringender gesellschaftlicher Solidarität“ bereinigt. Die psychologisch angeleitete Selbstverwirklichung gehe fließend in eine wettbewerbsorientierte Selbstoptimierung über (S. 454).

Der Umfang der selbstgestellten Aufgabe Tändlers spiegelt sich bereits im erheblichen Volumen dieser Studie; insofern verbietet es sich, auf an sich wünschenswerte Weiterungen einzugehen. Trotzdem wäre es vielleicht eine Bemerkung wert gewesen, warum auf die Drogenproblematik der 1970er Jahre weder unter dem Gesichtspunkt angestrebter „Selbsterfahrung“ noch unter dem Aspekt eines Handlungsfeldes für die wachsende Zahl der Psychologen eingegangen wurde. Das sorgsam lektorierte Buch liest sich über weite Strecken ausgesprochen gut (lediglich die Fallstudie über die gruppendynamischen Seminare in Hessen fällt hier – allzu detailliert – etwas ab), zahlreiche Beispiele eröffnen weite Assoziationsräume, nicht selten wohl auch bis in die Biographien von Lesern, die an den beschriebenen Phänomenen passiv oder aktiv Anteil nehmen durften.

THOMAS BEDDIES

Berlin



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

VSWG 105, 2018/2, 259–260

David Templin

**Wasser für die Volksgemeinschaft. Wasserwerke und Stadtentwässerung in Hamburg im „Dritten Reich“**

(Forum Zeitgeschichte 26). Dölling und Galitz, München 2016, 375 S. (35 Abb.), 30,00 €.

Das Buch stellt die Geschichte der Hamburger Wasserwerke und Stadtentwässerung im Nationalsozialismus dar und entstand an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg als Auftragsarbeit für HAMBURG WASSER. Zielsetzung war eine gezielte Aufarbeitung der Unternehmensgeschichte für die Jahre 1939–1945. Es basiert auf einem umfänglichen, detaillierten Quellenstudium und umfasst die Entwicklung der Wasserversorgung einschließlich des Bäderwesens sowie der Entwässerung der Stadt Hamburg von 1930 bis zu den Nachkriegsjahren. Einleitend werden kurz die technische Entwicklung der genannten Infrastruktureinrichtungen und deren Ausbau in Hamburg vor dem Jahre 1933 dargestellt. Die Hauptkapitel behandeln die Nazifizierung (1933–1938) sowie die Ereignisse während des Zweiten Weltkriegs (1939–1945), sowohl innerhalb der Hamburger Wasserwerke (HWW) als auch in ihrem Umfeld. Den Abschluss bildet der Umgang mit der NS-Vergangenheit des Unternehmens nach 1945.

Neben der chronologischen, aber deutlich nachrangigen Betrachtung der technischen Entwicklung von Wasserversorgung und Entwässerung stehen v. a. die Personalpolitik sowie die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zur Zeit des Nationalsozialismus im Vordergrund. Dabei werden anhand zahlreicher Beispiele die Durchdringung des Arbeitslebens mit nationalsozialistischen Strukturen und die ideologische Instrumentalisierung von Elementen der Siedlungswasserwirtschaft am Beispiel der Hamburger Wasserwerke eindrucksvoll dargestellt und belegt. Dazu gehört neben dem Ausbau des Bäderwesens zum Zwecke der „Volksgesundheit“ auch die Entscheidung gegen den Neubau einer zentralen Großkläranlage und für eine strukturierte Abwasserverwertung durch Verrieselung zum Zweck einer Erhöhung der landwirtschaftlichen Erträge im Umland. Die Schilderungen zahlreicher Einzelschicksale von Führungskräften bis hin zum einfachen Sielarbeiter zeigen zudem die massive Einflussnahme der damaligen Staatsideologie auf die Aktivitäten des angestellten Personals (und deren Folgen). Die konsequente Implementierung einer „Betriebsgemeinschaft“ und die Förderung von Denunziation im Betriebsalltag sind dabei nur zwei Beispiele. Dem Autor gelingt es, durch Quellenauswertung die in der Studie benannten Personen in unterschiedlichen Situationen vielschichtig darzustellen und somit die damaligen Verhältnisse für den Leser transparent zu machen. Sorgfältig ausgewähltes Bildmaterial unterstützt den Leser in der Visualisierung von Personen und Ereignissen. Auch der Darlegung des Umgangs mit der jüdischen Bevölkerung (bspw. deren Ausschluss von der Nutzung von Badeanstalten) und des Einsatzes von Zwangsarbeitern zur Beseitigung von Kriegsschäden, insbesondere nach der Flächenbombardierung Hamburgs im Juli 1943, wird angemessen Raum gegeben.

Im Buch wird jedoch auch deutlich, dass technische wie wirtschaftliche Fragestellungen zur Erhöhung und Sicherstellung der Versorgungssicherheit, zum Anschluss von Umlandgemeinden, zur Gebührengestaltung sowie zur Verbesserung des Gewässerschutzes der Elbe oft weitgehend unbeeinflusst von der politischen Gesamtsituation blieben und trotz aller Widrigkeiten das Tages-

geschäft eines städtischen Versorgungsunternehmens bildeten. Templins Untersuchung ist somit ein sehr gut recherchierter Beitrag zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit von städtischen Unternehmen. Besonders hilfreich für das Verständnis sind die in den Text integrierten kurzen Zusammenfassungen, welche helfen, die vielen „Puzzleteile“ in grundsätzliche Aussagen zu überführen und den „roten Faden“ der Argumentation im Blick zu behalten.

PETER BAUMANN

Stuttgart

VSWG 105, 2018/2, 260–262

Max Weber

**Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus. Schriften 1904–1920**

Hg. v. Wolfgang Schluchter i. Z. m. Ursula Bube (Max Weber Gesamtausgabe I/18).

Mohr Siebeck, Tübingen 2016, xvii u. 763 S., 316,00 €.

Webers ‚Protestantische Ethik‘ (im Folgenden: PE), die berühmteste seiner Schriften, existiert in zweifacher Ausführung: der ursprüngliche Text erschien 1904/05 im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (ASWSP), der erweiterte Text letzter Hand im Bd. 1 (Okt. 1920) seiner Gesamten Aufsätze zur Religionssoziologie (im Folgenden: GARS), den Weber noch kurz vor seinem Tod (Juni 1920) für den Druck vorbereitet hatte. Beide Fassungen sind wichtig. Die erste aus dem naheliegenden Grund, dass sie den Stein ins Rollen brachte und rasch zu einer polemischen Kontroverse mit Fischer und Rachfahl führte, in der Weber seine Position schärfte (das gesamte Material jetzt greifbar in MWG I/9, vgl. VSWG 102 (2015), S. 222–223). Gleichwohl fußt die eigentliche Rezeptionsgeschichte der PE, die bis heute anhält und in letzter Zeit durch die Arbeiten von Peter Ghosh eine neue Stufe erreicht hat, v. a. auf der zweiten Fassung, in der sich Weber mit den Einwänden auseinandersetzte, die Sombart und Brentano gegen die PE erhoben hatten. Dafür änderte er allerdings kaum etwas am Text, sondern fügte (v. a. im ersten Teil) neue, ellenlange Fußnoten ein. Sie springen jedem Leser sofort ins Auge, weshalb zumindest diese Differenz der beiden Fassungen auch ohne näheren Textvergleich immer schon bekannt war.

Mit der hier anzuzeigenden historisch-kritischen Ausgabe der endgültigen Fassung der PE von 1920 (MWG I/18) lässt sich nun endlich auf textphilologisch gesicherter Grundlage nachverfolgen, wo und wie Weber aber auch in den Text selbst eingegriffen hat. Wie gesagt, die Auseinandersetzung mit Sombart und Brentano spielt sich ausschließlich in den Fußnoten ab und dreht sich v. a. um deren Einwand, der Protestantismus könne kein geistiger Antrieb des Kapitalismus gewesen sein, weil es den schon längst vor der Reformation gegeben habe (Juden, Kreuzzüge, oberitalienische Kaufleute) – worauf Weber kontert, solche Beispiele des „Abenteurkapitalismus“ gingen an seinem Argument vorbei, das allein auf den rational gebändigten, *modernen* Kapitalismus abziele. Im Text selbst gibt es entsprechende Einschübe: einmal ein kurzer Absatz zum „Abenteurkapitalismus“ (S. 207), an anderen Stellen wird „moderner“ vor „Kapitalismus“ eingefügt (S. 157, 177, 190, 195).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Es geht aber nicht nur um die Differenz des endgültigen Textes gegenüber der ersten Fassung. Weber revidierte den Ausgangstext nämlich nicht auf einen Schlag, sondern in mehreren Schüben, die (typisch für seine Arbeitsweise) bis in das Stadium der Drucklegung reichten (ein Alptraum für Setzer und Verleger) und in mehreren Textzeugen überliefert sind: zunächst Webers handschriftliche Überarbeitung auf einem Handexemplar der Druckfassung von 1904/05 (durch eingeschobene Manuskriptblätter ergänzt), gefolgt von einer zweifachen Revision der jeweils neu gesetzten Druckbögen für die Endfassung in GARS I (die beigegebenen Faksimiles lassen erahnen, welche Entzifferungsaufgaben hier zu bewältigen waren). Auf dieser Grundlage haben die Herausgeber Wolfgang Schluchter und Ursula Bube im historisch-kritischen Apparat nicht nur die Abweichungen der zweiten von der ersten Fassung der PE dokumentiert, sondern auch die Textgenese der zweiten Fassung selbst. Dabei wird die Arbeitsweise Webers bis in feinste Verästelungen nachvollziehbar, da selbst seine handschriftlichen Randbemerkungen in den von ihm für die zweite Fassung zusätzlich herangezogenen Büchern berücksichtigt wurden. Der Editorische Bericht bringt weitere Einzelheiten, u. a. zu den von Weber verwendeten Federn, Tinten und Papiersorten, die auf den ersten Blick als unnötige Detailversessenheit erscheinen mögen. Tatsächlich geht es dabei aber wiederum um Fragen der Textgenese. Aus dem Briefwechsel ergibt sich, dass Weber im Sommer 1919 mit der endgültigen Überarbeitung der PE begann. Die frühesten Textzeugen (Handexemplar der ersten Fassung mit Zusatzblättern) stammen wohl aus derselben Zeit, die spätesten (Revisionsbögen im Zuge der Drucklegung) eindeutig vom Okt./Nov. 1919. Auch wenn es sich als unmöglich erwiesen hat, ausgehend vom handschriftlichen Befund die Überarbeitungsstufen noch genauer zu datieren (die offene Frage war: inwieweit ist rückzudatieren?), so wird man doch den Herausgebern in ihrer Einschätzung folgen wollen, dass Weber die alten Texte der PE und des Sektenaufsatzes *vor* 1919 wohl kaum angerührt hat.

Für diese Einschätzung spricht auch der werksgeschichtliche Kontext, den Schluchter in seiner Einleitung souverän skizziert – als großen Spannungsbogen, in dem die beiden Fassungen der PE mit den dazwischen entstandenen religionssoziologischen Arbeiten Webers verknüpft sind. Nach dem Schlagabtausch mit Fischer und Rachfahl sah Weber die Auseinandersetzung über die PE zunächst als beendet an und wandte sich anderen Projekten zu (auch wenn er den Plan einer separaten Buchausgabe der PE, zu der ihn sein Verleger Paul Siebeck immer wieder ermunterte, nicht verwarf). Neben der Religionssoziologie in ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘ war dies v. a. die gigantische ‚Wirtschaftsethik der Weltreligionen‘, mit der er einerseits der PE als Pilotstudie verpflichtet blieb, weil er deren Fragestellung weiter verfolgte, nämlich zu zeigen, wie „Ideen“ in der Geschichte wirken (MWG I/9, S. 214). Andererseits aber verschob sich in dem Maße, wie er in diesen Studien nun auch die religionssoziologische Gegenrechnung aufmachte und die ‚Klassenbedingtheit der Religion‘ in den Blick nahm, der ursprüngliche Ansatz in Richtung einer umfassenden, universal-historisch-vergleichenden Typologie der religiösen Deutungssysteme im Spannungsfeld von Mystik und Askese. In diesem Kontext wuchs der PE eine Bedeutung zu, die im ursprünglichen Text noch nicht angedacht war. Der asketische Protestantismus stellte sich für Weber jetzt als letzte Stufe der Religionsentwicklung von der Magie zur rationalen Weltbeherrschung dar. Die Formel von der „Entzauberung der Welt“ (erstmal 1913 verwendet) wurde dafür zum Leitbegriff, und es ist bezeichnend, dass die wenigen größeren Ergänzungen, die Weber 1919 in den Text der PE einfügte, um diesen Begriff kreisen (S. 280–281, 320–321, 403). Ähnliches gilt für die „Rationalisierung“: Tauchte dieser Begriff in der ersten Fassung der PE nur vereinzelt im spezifischen Zusammenhang einer be-

stimmten Lebensführung auf, so wird er nun, namentlich in der berühmten ‚Vorbemerkung‘ (1920), zum Inbegriff der welthistorischen Sonderentwicklung der okzidentalen Kultur (S. 101–121). Auch wenn Weber diesen Text als theoretischen Auftakt der GARS insgesamt verstand und daher *vor* die PE stellte, so ist doch klar, dass er seine tragende Bedeutung nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Revision der PE erfahren hat.

Wie es sich für die MWG gehört, ist auch dieser Band eine editorische und verlegerische Glanzleistung, die allerhöchstes Lob verdient. Der stolze Preis ist dafür durchaus angemessen. Gleichwohl wäre zu begrüßen, wenn die PE (in *beiden* Fassungen) möglichst bald auch in der preiswerten Max Weber Studienausgabe (MWS) greifbar wäre. Zum Abschluss daher die besten Wünsche für eine zügige Redaktion und Drucklegung von MWS I/9 und I/18.

THOMAS SOKOLL

Hagen

## C. Sozialgeschichte

VSWG 105, 2018/2, 262–263

Denny Becker

### **Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land (1740–1806)**

WVB, Berlin 2016, 447 S., 66,00 €.

Diese von Wolfgang Neugebauer betreute Dissertation entstand im Rahmen eines gemeinsam mit Jürgen Kloosterhuis, Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve entwickelten größeren Forschungsprogramms zur Vergesellschaftung des preußischen Militärs im 18. Jh. Es verfolgt das Ziel, die von Otto Büsch formulierte These einer von oben durchgeführten Militarisierung der preußischen Gesellschaft kritisch zu hinterfragen. Becker hat sich mit den preußischen Soldatenfamilien auf dem Land zwischen der Thronbesteigung Friedrichs II. 1740 und dem Ende des Alten Reichs 1806 auseinandergesetzt. Die zentralen Themen der Arbeit – Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt – spiegeln sich auch in der Gliederung; sie bilden jeweils eines der drei Hauptkapitel. Der Vf. fragt nach dem Einfluss der kommunalen Armenfürsorge und des städtischen Landarmenwesens, er interessiert sich dafür, wie das Zusammenspiel zwischen Siedlern, Obrigkeiten und Zivilbevölkerung funktionierte, und er möchte Arbeit, Haushalt und Familie als Kernbereiche der Lebenswelt seiner Probanden untersuchen. Hilfreich war ein umfangreiches sachthematisches Quelleninventar zur preußischen Militärgeschichte im Zeitraum 1713 bis 1806, dessen Erarbeitung das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und das Brandenburgische Landeshauptarchiv in den letzten Jahren erfolgreich abschlossen. Die wichtigsten Quellen der Arbeit sind Suppliken von Soldaten- und Invalidenfamilien, die etwa Anträge auf Gewährung von Baugeldern, Bauholz oder Baufreiheiten stellten bzw. Unterstützungsgesuche für Niederlassungen einreichten. Die durchweg vorhandene Quellennähe ist ein besonderes Qualitätsmerkmal der Arbeit, auch wenn die wörtlichen Zitate fast schon zu häufig sind und gelegentlich den Argumentationsgang etwas stören. Zu loben ist auch –

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

trotz kriegsbedingter Überlieferungsverluste – die Einbeziehung von Archivbeständen aus den westlichen Landesteilen Preußens und dem heutigen Polen. Damit wird die Basis für einen räumlich übergreifenden Vergleich geschaffen.

Die Versorgung von Soldaten- und Invalidenfamilien wurde unter Friedrich II. zu einer neuen Staatsaufgabe, der viel Aufmerksamkeit und Geld gewidmet wurde. Zur Hauptversorgungsform für ehemalige Soldaten der preußischen Armee (und die Familienangehörigen) wurde ihre bevorzugte Berücksichtigung bei der Besetzung niederer Zivilstellen. Dazu zählten etwa Tätigkeiten als Aufseher in der Domänenverwaltung, als Torschreiber oder Polizeireiter, nicht aber der Schuldienst. Auch die Schenkung von Land durch den preußischen Staat spielte eine Rolle. Becker kann jedoch herausarbeiten, dass die Versorgung mit sogenannten abgebauten Hufen allenfalls in Pommern und Litauen in nennenswertem Umfang stattfand, ansonsten aber zu den zählbaren, von der älteren Forschung aufgebauten Legenden zählt. Das bäuerliche Besitzrecht oder schlechte Bodenqualität verhinderten faktisch die Zerteilung größerer Bauerngüter. Erst zum Ende des Untersuchungszeitraums beteiligten sich auch die Land- und Kreisstände sowie die Landgemeinden an der Lösung der Versorgungsproblematik. Zu dieser Zeit waren schon viele entwurzelte ehemalige Soldaten und Invaliden aus dem wenig tragfähigen sozialen Netz gefallen. Besonders wer von ihnen nicht sesshaft war und/oder regelmäßig bettelte, geriet schnell in den Fokus eines veränderten Umgangs mit Armut und Randständigkeit. Statt Versorgung rückte Korrektur in den Mittelpunkt. In entsprechenden Anstalten ging es vorrangig um Arbeitserziehung und um Hilfe zur Selbsthilfe.

Hinsichtlich der Niederlassungen der Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land konnte der Autor deutliche regionale Unterschiede herausarbeiten. Während es in dünner besiedelten Regionen nur selten Widerstände gab, war es in Gegenden mit größerer Bevölkerungsdichte anders. Hier zeigte sich sehr viel häufiger eine ablehnende Haltung, die sich insbesondere aus Fremdenangst und der Sorge um die Wahrung von Sittlichkeit (Faktor „Ehre“) speiste. Die Soldaten- und Invalidenfamilien verstanden es dabei durchaus, zur Durchsetzung ihrer Interessen auch die Hilfe der Militärobrigkeit einzusetzen. Insgesamt aber betont Becker in Übereinstimmung mit der jüngeren Forschung den hohen Stellenwert von Aushandlungsprozessen. Herrschaft wird auch von ihm als kommunikativer Prozess verstanden.

Besonders im Schlusskapitel vermisst man eine weiterführende Einordnung der Ergebnisse in einen übergeordneten Kontext, auch über die Grenzen Preußens hinaus. Das Lektorat hat leider noch zu viele Schreibfehler übersehen. Insgesamt aber liegt mit der Arbeit eine gründlich recherchierte, solide Untersuchung vor, die ein bisher nur ungenügend erforschtes Thema besser erschließt.

STEFAN KROLL

Rostock



VSWG 105, 2018/2, 264–265

Katrin Bürgel / Ludger Tewes

**„Auf ein frohes Wiedersehen, liebe Mutter“. Kriegskultur und Erfahrungshaltung im westfälischen Amt Gladbeck 1914–1918**

(Schriftenreihe des Stadtarchivs Gladbeck 1). Klartext, Essen 2016, 19,95 €.

Die Katalysatorfunktion des Erinnerungsjahres 2014 für die regionale Forschung zum Ersten Weltkrieg nimmt sich enorm aus. Nie zuvor gab es ein derartiges Interesse an den Jahren zwischen 1914 und 1918, und kaum eine Kommune – von der Großstadt bis zum Dorf – will sich dem entziehen. Eine kaum zu überblickende Vielzahl an Ausstellungen und Publikationen bezeugt dies eindrucksvoll. Für die westfälische Bergbaukommune Gladbeck, die 1914 knapp 54.000 Einwohner umfasste, freilich erst 1919 Stadtrechte erhielt, leisten Katrin Bürgel, Leiterin des örtlichen Stadtarchivs, und Ludger Tewes, am Ort geborener Privatdozent der Universität Potsdam, ihren Beitrag.

Das Buch besteht aus zwei Teilen: In der Rubrik „Aufsätze“ bietet Tewes zunächst eine Meta-sicht auf die Forschung, die auch nach dem Ort des Ersten Weltkriegs im 20. Jh. und nach gegenwertsbezogenen Sinnbildungen fragt. Sodann nimmt Bürgel die Alltagskultur im Amt Gladbeck zwischen 1914 und 1918 in Augenschein, wobei sie ein breites Panorama von Kriegsfinanzierung und Soldatenrekrutierung über Frauenarbeit und Kriegskindheiten bis zu Versorgung, Freizeitgestaltung und unmittelbaren Kontakten mit dem Kriegsgeschehen (u. a. durch den Luftkrieg) entwirft. Tewes schließt den ersten Teil mit einer Studie zur soldatischen Erfahrungshaltung während der Ersten und Dritten Flandernschlacht ab.

In der zweiten Hälfte des Buches werden vier „Quellen“ aus dem Stadtarchiv ediert: Eine von einem Unbekannten verfasste Chronik über die Gladbecker Geschehnisse zwischen April und September 1916, das Notizbuch eines Arbeitersekretärs und Zentrumspolitikers, das einen dreijährigen Einsatz als Soldat widerspiegelt, den 1921 entstandenen Kriegsbericht eines Wagenfabrikanten sowie die Erinnerungen eines Bergmannes an seine Soldatenzeit. Am Ende steht eine Auflistung der 1.713 Gladbecker Soldaten, die während des Ersten Weltkrieges ums Leben kamen.

Das Buch ist schön aufgemacht und beeindruckt durch reichhaltiges Bildmaterial, vor allem aus den Beständen des Stadtarchivs sowie Privatbesitz (freilich fehlt ein Abbildungsverzeichnis). Der zentrale Aufsatz von Bürgel gewinnt durch seine quellengesättigte Argumentation, die eindrucksvoll die Versuche und die Unmöglichkeit vor Augen führt, zwischen 1914 und 1918 in einer mittelgroßen westfälischen Industriekommune ein „normales“ Leben zu führen. Wesentliche Signata des Krieges – Omnipräsenz, eklatanter Mangel, großes Leid und massenhafte Todeskonfrontation – werden im Brennglas der Lokalgeschichte gekonnt beschrieben. Relativ kurz kommt die Bedeutung der Propaganda im Alltag, zudem geraten die Ausführungen an manchen Stellen zu holzschnittartig, etwa im Hinblick auf das Thema Jugendkriminalität; nicht immer wird mit der einschlägigen Literatur argumentiert. Gerne hätte man auch mehr über die Situation auf den Zechen, Protestverhalten oder die Entwicklung der kommunalpolitischen Verhältnisse erfahren.

Während der dichte Aufsatz zur soldatischen Erfahrung in Flandern vornehmlich daran krankt, dass die Gladbeck-Bezüge gegenüber Schlachtbeschreibungen und der Perspektive bekannter Geistesgrößen wie Ernst Jünger und Erich Maria Remarque eher randständig erscheinen, mutet der zu Beginn des Buchs gegebene „Diskurs über die Forschung“ problematisch an: Der Beitrag irri-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

tiert durch sprachliche Unebenheiten und den Hang zum Plakativen (z. B. S. 26: „existierte [...] eine wirkmächtige Manipulierung auf große Teile der deutschen Bevölkerung“). Ferner springen Inkohärenzen, die weitgehende Missachtung der internationalen Literatur und unzulässige Verkürzungen ins Auge (z. B. S. 19: „Die Reichsregierung in Berlin erklärte ohne jeden Zweifel den Kriegszustand an seine Nachbarn und eröffnete [...] den Beginn der Operationen.“). Kulturwissenschaftliche Weiterungen bleiben ebenso unterbelichtet wie die europäische/globale Dimension des Kriegs, die Regionalhistoriografie spielt so gut wie keine Rolle.

Die ausgewählten Quellen sind professionell aufbereitet und bieten gewinnbringende Einblicke in die Alltagswelten des Ersten Weltkriegs, allerdings dominiert das soldatische Erleben, die „Heimatfront“ ist deutlich unterrepräsentiert. So bleibt am Ende ein ambivalenter Befund: Katrin Bürgel und Ludger Tewes präsentieren ein interessantes Buch, das viele Regionalhistoriker in die Hand nehmen werden, wenn sie sich mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigen. Es bleiben jedoch einige Potentiale ungenutzt.

MARKUS RAASCH

Mainz

VSWG 105, 2018/2, 265–267

Karl Christian Führer

**Gewerkschaftsmacht und ihre Grenzen. Die ÖTV und ihr Vorsitzender Heinz Kluncker 1964–1982**

(Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung 188). Transcript, Bielefeld 2017, 649 S. 49,00 €.

Dieses Buch handelt von der Gewerkschaft „Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“ (ÖTV) unter Heinz Kluncker, einem der bekanntesten deutschen Gewerkschaftsvorsitzenden seit 1945. Er wurde 1925 in Wuppertal in einem sozialdemokratischen Elternhaus geboren, startete seine Karriere 1952 als hauptamtlicher Funktionär in der Stuttgarter ÖTV-Zentrale und prägte von 1964 bis 1982 als Vorsitzender maßgeblich das öffentliche Bild dieser Organisation. Die ÖTV, die 2002 in der Gewerkschaft Ver.di aufging, war nach der IG Metall damals mit etwa einer Million Mitgliedern die zweitgrößte Organisation im DGB. Im Zentrum standen die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes (öD), also die Arbeiter/innen, Angestellten und Beamt/inn/en in den Kommunen, Ländern und beim Bund. Die Arbeit der ÖTV zielte in der untersuchten Phase vor allem darauf, Einkommensunterschiede zwischen dem öD und der Privatwirtschaft abzubauen sowie Differenzen zwischen den Statusgruppen des öD aufzulösen, in dem die öffentlichen Arbeitgeber alle Gruppen gleich behandeln sollten.

Die ÖTV hatte bis in die 1960er Jahre eine ressourcenschwache Zentrale und relativ starke regionale Vertretungsstrukturen. Dabei glich die innere Struktur einem Puzzle: Es gab eine kompetitive Dynamik zwischen den Statusgruppen, wobei die quantitativ dominierende Gruppe der Arbeiter/innen (vor allem die Müllabfuhr) das eigentliche Asset für die konfliktorische Auseinan-

dersetzung mit den Arbeitgebern war. Denn sie übten Druck auf die Arbeitgeber aus und streikten. In der Funktionärsriege waren sie eine Minderheit. Dagegen waren die Angestellten nicht nur unter den Mitgliedern und Funktionären stark vertreten – im Zeitverlauf mit dem stärksten Zuwachs –, sie beeinflussten auch die inhaltliche Ausrichtung der ÖTV maßgeblich. Dagegen hatten die Beamten nur einen Anteil von etwa zehn Prozent in der Organisation, die zudem darauf angewiesen waren, dass die anderen beiden Gruppen im Konfliktfall die Kohlen „aus dem Feuer“ holten.

Im Hauptteil seiner umfassenden Arbeit befasst sich Führer mit der Tarif- und Organisationspolitik der ÖTV sowie mit deren Macht und Einfluss auf die staatliche Politik in ausgewählten Themenbereichen (Ostpolitik, Notstandsgesetze, Berufsverbote, Privatisierung). Zudem geht er der Frage nach, welchen Einfluss der Vorsitzende auf die Organisation hatte.

Entgegen einer öffentlich zuweilen kolportierten Vorstellung der ÖTV als „übermächtig“ (S. 12) zeigt er deren Grenzen. Führer sieht den positiven strukturellen Einfluss der ÖTV in drei Dimensionen: Erstens habe sie durch ihre Tarifpolitik in den 1960er Jahren dazu beigetragen, dass die Entlohnung zwischen der Privatwirtschaft und dem öD angeglichen wurde. Zweitens sei es gelungen, die Statusunterschiede zwischen Arbeiter/inne/n, Angestellten und Beamt/inn/en zu relativieren, wenngleich eine strukturelle Gleichbehandlung aller Beschäftigten (ÖTV-Ziel: einheitliches Dienstrecht) nicht erreicht worden sei. Drittens sei die Altersversorgung der Arbeiter/innen und Angestellten an die Bedingungen der Beamt/inn/en herangeführt worden. Letzteres traf schon Anfang der 1980er Jahre auf erheblichen Widerstand der Arbeitgeber, die darin eine Bevorzugung der Beschäftigten im öD gegenüber der Privatwirtschaft sahen. Da die ÖTV nicht nur gegen die öffentlichen Arbeitgeber antrat, sondern immer auch gegen Teile der Beschäftigten, den Steuerzahler und die Medien, waren ihre Aktivitäten meist eine Gratwanderung, die am ehesten dann erfolgreich endete, wenn es gemeinsame Interessen mit den Arbeitgebern gab. Überlegungen zur Entwicklung eines qualitativ starken und bürgernahen öD, um das Bündnis mit den „Kunden“ zu stärken, bewegten die ÖTV zu dieser Zeit kaum.

Die Vorstellung, dass die ÖTV eine „Kluncker-Gesellschaft“ gewesen sei, in der der Vorsitzende nach Gutdünken schalten und walten konnte, weist Führer überzeugend zurück. Sicher habe Kluncker die öffentliche Wahrnehmung stark auf sich gezogen, was aber mehr über die Logik des Mediensystems aussage als über die tatsächlichen Handlungsspielräume des Vorsitzenden. Tatsächlich hätte dieser auf einigen Feldern, wie der Ostpolitik und den Notstandsgesetzen, den Kurs der Organisation inhaltlich stark geprägt. Dies gelte auch für den Bereich der Organisations- und Personalpolitik. In der Tarifpolitik jedoch, in der die Abstimmungsprozesse vielfältiger und die divergierenden Interessen ausgeprägter waren, sei Kluncker nur dann erfolgreich gewesen, wenn er diese divergenten Positionen sensibel und abwägend aufgenommen und eingebracht habe. Deutlich werde dies anhand seiner eher ablehnenden Haltung gegenüber der stärkeren Anhebung der unteren Lohngruppen, die die Mehrheit der Funktionäre aber befürwortet habe.

Aufs Ganze betrachtet verspricht die Studie mehr als sie einlöst. Mit Blick auf den Vorsitzenden bietet sie im Grunde nur eine erste Skizze. Wie kann man beispielsweise die Qualifikation von Kluncker für das Amt des Vorsitzenden allein auf dessen engagierte Arbeit in der tarifpolitischen Kerndisziplin zurückführen, ohne seine Gegner und Förderer auch nur zu erwähnen? Hinsichtlich der filigranen Abstimmungs- und Kräfteverhältnisse in der ÖTV bleibt die Studie hinter ihren Erkenntnismöglichkeiten. Gleichwohl ist dieses Buch in einzelnen Passagen stark: Das betrifft sicherlich die Tarifrunde 1974, das konfliktpartnerschaftliche Verhältnis von ÖTV und SPD sowie nicht zuletzt

die Debatte um die Privatisierung. Offensichtlich wird auch, dass es die ÖTV im Untersuchungszeitraum nicht vermochte, mit der Expansion des Staates zu wachsen und sich stärker auf qualitative Themen einzulassen. Ihr eklatantes Versagen gegenüber den Lebens- und Arbeitslagen weiblicher Beschäftigter, vor allem in den „Care-Berufen“, hat hier einen seiner Ursprünge. Dass die Studie wenig neue Erkenntnisse bereithält, um die Linien zur Gegenwart zu stärken, ist bedauerlich, hängt aber mit der diffusen Fragestellung und ihrer unklaren Operationalisierung zusammen. Auffallend ist die unzureichende Quellenarbeit. Zuweilen erfährt man über die Motive der Staatsvertreter in den Tarifrunden über die Kabinettsprotokolle mehr als über jene der Gewerkschafter. Schließlich ist die Arbeit hinsichtlich der Fragestellung und Begriffe zu wenig ambitioniert, so dass man sich fragt, was der Autor eigentlich mit Macht, Einfluss und Erfolg in den von ihm untersuchten Bereichen meint; was sind seine kategorialen und empirischen Indikatoren? Eine Biographie Klunckers und eine Geschichte der ÖTV stehen noch aus; für beides liefert das vorliegende Buch aber einige wichtige Vorarbeiten.

WOLFGANG SCHROEDER

Kassel

VSWG 105, 2018/2, 267–268

Bernhard Gotto / Elke Seefried (Hg.)

**Männer mit „Makel“. Männlichkeiten und gesellschaftlicher Wandel in der frühen Bundesrepublik**

(Zeitgeschichte im Gespräch 25). De Gruyter, Berlin/Boston 2017, 158 S., 16,95 €.

Die Nachkriegszeit wird unter dem Signum der „Remaskulinisierung“ diskutiert. Demnach seien während der Adenauerzeit die im Krieg geschlagenen und desorientierten Männer in ihre verlorenen Positionen als Familienernährer und später auch als Vaterlandsverteidiger zurückgekehrt. Dadurch sei die durch die kriegsbedingte Abwesenheit der Männer gestärkte Rolle der Frauen in Arbeitswelt und Familie zurückgedrängt worden. Hegemoniale Männlichkeit sei als traditionelle Familienernährermännlichkeit wiederhergestellt worden. Dieses Interpretament wollen die Hg. des vorliegenden Bandes „differenzieren“, indem sie solche Männertypen auswählen, die dem herrschenden Leitbild nicht entsprachen, weil sie „Makel“ aufwiesen. Außerdem sollen deren Selbstdeutungen und Selbstbehauptungsversuche stärker beachtet werden, statt wie bisher den Intentionen der tonangebenden Medien und des konservativen Gesetzgebers zu viel Gewicht beizumessen.

Der „kriegsbeschädigte“ Körper ist der nächstliegende „Makel“, den Schleiermacher zunächst semantisch zum „kriegsgeschädigten“ umfirmiert. So werde weder die Opferperspektive noch die abwertende Tendenz des gängigen Begriffs impliziert. Tatsächlich habe die Rentengesetzgebung für diese Gruppe hegemoniale Männlichkeit stabilisiert. Nur körperliche Schäden seien anerkannt worden, psychische hingegen nicht, außerdem seien Frauen und Kinder nicht selbständig anspruchsberechtigt gewesen. Dinckal wendet sich im zweiten Beitrag den 1,5 Mio. (nun doch wieder) „kriegsbeschädigten Körpern“ zu, die Ausdruck der Hilflosigkeit von Männern waren. Er be-

legt, dass die eingesetzte Prothesentechnik ein Angebot zur Selbstverbesserung enthielt. Dies zielte auf Arbeitsfähigkeit, die u. a. fürsorgliche und beschützende Familienmännlichkeit ermöglichen sollte. Damit sollte die zuvor durch Gewalt geprägte Männlichkeit transformiert werden. Wer sich über mangelhafte Funktionalität der Prothesen beschwerte, wurde von den Fachleuten als unintelligent oder willensschwach abgewertet. Schlund charakterisiert den Sport kriegsversehrter Männer als weitere Kompensationsstrategie. Intern erlaubte die Bezugnahme auf die Kameradschaft der Kriegsteilnehmer, eine spezifische hegemoniale Männlichkeit aufrecht zu erhalten, die noch 1968 gegen die Integration der Zivilversehrten verteidigt wurde.

Schenk geht den Männlichkeitskonstruktionen Hamburger Obdachloser nach. An einer Auseinandersetzung um die Verlegung in Heime rekonstruiert die Autorin interne Hierarchien unter den Nutzern der Nachtunterkünfte. Dass die Männer sich erfolgreich gegen die Verlegung weigerten, zeige, dass sie Autonomie als Kern des hegemonialen Männlichkeitsdiskurses übernommen hätten – und gleichzeitig die Forderung nach regelmäßiger Arbeit verweigern konnten. Recktenwald belegt, dass die „Gammer“ der späten 1960er Jahre zwar die neue Konsummännlichkeit herausforderten und überdies interne Hierarchien durch Überbetonung des Makels der „unmännlich“ langen Haare herstellten, gegenüber Frauen aber die „Beschützerfunktion“ ausnutzten. Schwartz stellt die Parallelitäten und Wechselwirkungen der West- und Ostberliner Homosexuellenszenen von 1949 bis 1969 dar. Da Homosexualität gesellschaftlich ähnlich skandalisiert, aber strafrechtlich unterschiedlich verfolgt war, waren auch die Handlungsspielräume unterschiedlich. Nach Gammerl unterscheidet das Verbergen des „Makels“ die Homosexuellen in der BRD der 1960er Jahre von den anderen in diesem Band untersuchten Männern. Homophile Gefühlsemphase und gleichzeitige Sexdistanz seien eine rationale Taktik, um ein tragfähiges Selbstbild zu ermöglichen und Verfolgung zu vermeiden. Das Bild des gleichberechtigten Paares habe später die Gleichberechtigungsforderungen erleichtert.

Coché zeigt anhand von Krankenakten aus der Frühzeit von BRD und DDR, dass für die Männlichkeit psychisch kranker Männer Gewalttätigkeit konstitutiv war, Leistungsfähigkeit aber „deutlich weniger“ als bisher in der Forschung angenommen. In der DDR sei Arbeitsfähigkeit von Männlichkeit entkoppelt worden. Das dürfte allenfalls für diese Gruppe gelten, wie Sylka Scholz an Interviews mit der Generation der nach 1950 Geborenen gezeigt hat. Brühöfener fragt nach dem Makel junger Bundeswehrsoldaten, deren Verhaltensauffälligkeiten in den ersten Handreichungen zur inneren Führung auf zerrüttete Familien zurückgeführt wurden. Die Hoffnung, dass der Wehrdienst Abhilfe schaffen könne, wurde demgegenüber deutlich kritisiert. Van Rahden geht der Kritik am autoritär geprägten Vaterbild nach, die schon während der 1950er Jahre auch in kirchennahen Medien durchaus verbreitet war. Statt autoritäre und lieblose wurden nun zugewandte und spielende Väter gefordert, die die Voraussetzungen für eine demokratische Entwicklung verbessern sollten.

Der Band bildet Aushandlungs- und Modernisierungsprozesse hegemonialer Männlichkeit während der ersten Jahrzehnte differenzierter als bisher ab, auch wenn er viel Erwartbares zutage fördert. Die psychischen Kosten hegemonialer Männlichkeit kommen fast nur bei den Beiträgen zu Homosexuellen in den Blick. Die Ausarbeitung dieser – von den Autoren selbst teilweise als Skizzen charakterisierten – Artikel könnte vielversprechend werden.

MARTIN DINGES

Stuttgart

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

VS WG 105, 2018/2, 269–270

Dominique Julia (Hg.)

**Une institution révolutionnaire et ses élèves. Introduction historique à l'édition des leçons**

(L'école normale de l'an III 5). Éditions Rue d'Ulm, Paris 2016, 656 S. (zahlr. Abb.), 50,00 €.

Die *École normale supérieure* (ENS) in Paris ist eine der angesehensten *Grandes écoles* in Frankreich und zählt zu den besten Universitäten Europas. Ihre Geschichte beginnt mit einem Gründungsdekret aus dem Jahr 1794, dem sogenannten III. Jahr des Französischen Revolutionskalenders. Das Dekret zielte darauf, im Sinne der Aufklärung vernunftbegabte (Hoch-)Schullehrer für Forschung und Lehre an Gymnasien und Universitäten auszubilden.

Der Versuch, eine solche Hochschule zu etablieren, war zunächst zum Scheitern verurteilt: Nach ihrer Gründung am 20. Januar 1795 existierte die *École normale* gerade einmal vier Monate, bevor sie am 19. Mai 1795 aufgelöst wurde. Im Jahre 1808 ließ Napoleon sie umgestalten und als kaiserliche Universität neu eröffnen. Ihren bis heute existierenden Namenszusatz *supérieure* erhielt die *École normale* erst 1848.

Dem vier Monate anhaltenden Versuch aus dem Jahr 1795 widmet sich die Autorengemeinschaft – bestehend aus Dominique Julia, Étienne François, François Azouvi, Stéphane Baciocchi, Pierre Lamandé und Jean Dhombres – unter Federführung von Julia und Baciocchi nicht nur in dem vorliegenden umfangreichen Band, dessen Schwerpunkt auf der „revolutionären“ Institution und den beteiligten Personen liegt. Die Darstellung findet Ergänzung durch einen Quellenband, der mehr als 90 Dokumente enthält, bspw. Petitionen, Notizen, Pamphlets und Briefe: Julia, D.: *Une institution révolutionnaire et ses élèves* (2). *Textes fondateurs, pétitions, correspondances et autres documents* (janvier–mai 1795). Paris 2016. Als weitere Ergänzung wird dem Leser online eine Prosopographie von mehr als 1.400 Beteiligten der ENS (<http://lakanal-1795.huma-num.fr>) zur Verfügung gestellt. Die einzelnen Seiten geben hierbei Auskunft zu Herkunft, Religion, wissenschaftlichen Schwerpunkten sowie politischem und sozialem Engagement. Beides – Quellenband und Webseite – sind als Zusatz zu verstehen, da Querverweise in dem Sammelband eher selten zu finden sind.

Gegliedert ist das Werk in 17 Kapitel, die sich recht unterschiedlich auf eine Präambel und drei Abschnitte verteilen. Einleitend nähern sich François und Julia dem Themenfeld mithilfe einer Raum-Zeit-Perspektive an. François wirft in Kap. 1 zunächst einen Blick auf das französische Nachbarland und stellt die Frage, ob die *École normale* eine deutsche Schaffung sei. In diesem Zusammenhang befasst er sich ausführlich mit deutschen Schulen, die die „Ideen der Aufklärung“ tragen, bspw. den Stiftungen von Francke in Halle, den Philanthropinen von Basedow in Dresden oder von Rochow bei Brandenburg. Auch Salzmann, Campe und Resewitz bleiben dieser spannenden Darstellung nicht fremd. Julia widmet sich in Kap. 2 dem „langen 18. Jh.“, verbleibt jedoch mit seinen Ausführungen innerhalb der nationalen Grenzen. Sein Ziel ist, die Entwicklung des französischen Lehrkorpus zu veranschaulichen – beginnend mit der Ausbildung innerhalb religiöser Kongregationen über diejenige in *collèges* während der Revolution bis hin zur Bildung eines neuen Menschen innerhalb der Revolutionsprojekte.

Auf diesen Grundlagen ruhen drei Teile, die sich mit der *École normale* als Institution und deren Schülern befassen. Teil eins schildert Ursprünge und Zielsetzungen der „revolutionären“ Hochschule von 1794, an die sich Ausführungen zum *Rapport sur l'établissement des écoles normales* anschließen. Der Rapport, vorgelegt vom Bildungspolitiker und Mitglied des Komitees für die Öffentliche Bildung des Nationalkonvents Lakanal, bezieht sich auf Locke und Bacon und fordert die Ausbildung von Verstand, Moral und Tugend.

Der umfangreichste und zugleich detaillierteste Teil des Bandes stellt das viermonatige Bestehen der *École normale* und die mitwirkenden Personen in den Mittelpunkt: In den acht Kapiteln werden Ausführungen zu Struktur, Aufbau, Örtlichkeiten, Inhalten sowie Professoren- und Schülerschaft gegeben und mithilfe zahlreicher Abbildungen, Statistiken und Grafiken veranschaulicht.

Bevor in einem Nachwort der Frage nach dem Erbe der *École normale* aus dem III. Revolutionsjahr nachgegangen wird, widmen sich im dritten Teil fünf Kapitel der Zeit nach der Auflösung der Hochschule im Mai 1795.

Obwohl der Band nur einen viermonatigen, aber überaus bedeutenden Zeitraum behandelt, hat er enzyklopädischen Charakter. Es ist ein herausragendes Werk für das tiefere Verständnis von Universitätsgeschichte und Bildung in Zeiten der Französischen Revolution.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass der Band dem der französischen Sprache mächtigen Leser auf sehr vielseitige und interessante Weise die Geschichte der ENS näherbringt: eine Geschichte, die nicht nur von großen Namen wie den Soziologen Durkheim und Bourdieu, den Philosophen Sartre, Merleau-Ponty und Foucault sowie dem Chemiker Pasteur geprägt ist.

ANNIKA BLICHMANN

Jena

VSWG 105, 2018/2, 270–271

Hartmut Kaelble

**Mehr Reichtum, mehr Armut. Soziale Ungleichheit in Europa vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart**

Campus, Frankfurt a. M. 2017, 211 S., 19,95 €.

In den letzten Jahren haben sich angesehene Ökonomen einem Thema zugewandt, das die Profession jahrzehntelang kaum interessiert hat: soziale Ungleichheit (z. B. Joseph Stiglitz 2012 und 2015, Thomas Piketty 2014, Branko Milanović 2016). Hartmut Kaelble nimmt dies zum Anlass, seine langjährigen Forschungen zum Thema zusammenzufassen und neue Beobachtungen hinzuzufügen. Er gliedert seine Darstellung zunächst nach den erwartbaren Zäsuren, die durch die beiden Weltkriege bestimmt werden. Die Nachkriegszeit unterteilt er in die „goldenen“ ersten drei Nachkriegsjahrzehnte, in denen überall in Europa der Wohlfahrtsstaat aus- bzw. aufgebaut wurde, und die Zeit ab den 1980er Jahren. Die Zäsur wird also nicht beim Zusammenbruch des Ostblocks gelegt, sondern in der durch Margaret Thatcher und Ronald Reagan geprägten Zeit eines konservativen *roll-back*.

In Abgrenzung von Piketty, der Phasen der Verringerung sozialer Ungleichheit nur als Folge der

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

beiden Weltkriege sieht, verweist Kaelble auf die politische Gestaltungsmacht des demokratisch verfassten Staats. Im Gegensatz zum sozialpolitischen Laissez-faire, das nicht nur in Deutschland den größten Teil des 19. Jh.s hindurch die Einstellung des Staats zur sozialen Ungleichheit charakterisierte, verweist Kaelble auf die 1920er Jahre und die drei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen der Staat die soziale Ungleichheit aktiv verringerte. Als Indikatoren zieht er dabei nicht nur klassische ökonomische Kriterien wie Einkommens- bzw. Vermögensverteilung heran, sondern auch Zugang zu Wohnraum, Bildung und Gesundheit sowie die Chancen sozialen Aufstiegs. Dabei geht es Kaelble nicht nur um die empirischen Fakten, sondern auch um die Wahrnehmung sozialer Ungleichheit, zumal diese über den demokratischen Prozess auf den staatlichen Gestaltungswillen einwirkt.

Für die einzelnen Perioden kommt Kaelble zu differenzierten Ergebnissen. Hinsichtlich der Hochindustrialisierung stimmt er anderen Autoren zu, die eine Zunahme oder zumindest Stagnation der Einkommens- und Vermögensunterschiede konstatieren. Doch der Zugang zu Bildung und zum Gesundheitssystem verbesserte sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg erheblich. In den 1920er Jahren erfasste der Abbau sozialer Ungleichheit auch die Einkommen und Vermögen, was sich nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst fortsetzte. Dies sieht Kaelble auch als Beleg dafür, dass Wirtschaftswachstum und Abbau sozialer Ungleichheit keine einander ausschließenden Ziele sind. Die vier Jahrzehnte seit dem Ende des „Goldenen Zeitalters“ bezeichnet er als „Ära der Wiederrücknahme“ sozialer Ungleichheit. Insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren stieg in Europa die relative Armut (weniger als 50 oder 60 Prozent des Median-Äquivalenzeinkommens) wieder an, während die absolute Armut stagnierte oder zurückging. Hauptursache dürfte die Massenarbeitslosigkeit gewesen sein, die sich jedoch kurz nach der Jahrhundertwende tendenziell wieder verringerte. Nimmt man auch die nicht-monetären Faktoren in den Blick, so kommt Kaelble zu einem überraschenden Urteil. Seien die 1950er bis 1970er Jahre durch eine Verringerung der Einkommens- und Vermögensunterschiede mit insgesamt nach wie vor geringen Chancen auf sozialen Aufstieg charakterisiert gewesen, so drehte sich beides seit den 1980er Jahren. Dem negativen Befund, dass es nun mehr (sehr) Reiche und mehr (sehr bzw. relativ) Arme gibt, stünden die insgesamt deutlich besseren Chancen sozialer Mobilität gegenüber, was sich jedoch in der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit in der Regel nicht widerspiegeln. Gegenüber der geradezu fatalistischen Schlussfolgerung Pikettys, dass zunehmende Ungleichheit ein Wesenszug des Kapitalismus sei, setzt Kaelble, der mit schärferem Blick in die Geschichte der letzten 150 Jahre (nicht nur) Europas diesen empirischen Befund bezweifelt, sozialreformerischen Optimismus. Dieser, so schließt er, habe in Deutschland wahrlich genügend Betätigungsfelder: „Kaum ein anderes Land der Europäischen Union besitzt so scharfe Vermögensunterschiede, so große Einkommensunterschiede zwischen Männer[n] und Frauen, so schlechte Bildungschancen für Migranten“ (S. 176).

MARK SPOERER

Regensburg



VSWG 105, 2018/2, 272–273

Kerstin Kech

### **Hofhaltung und Hofzeremoniell der Bamberger Fürstbischöfe in der Spätphase des Alten Reichs**

(Stadt und Region in der Vormoderne 6; Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 28). Ergon, Würzburg 2016, 430 S. (9 Anlagen mit zahlr. Abb. und Tab.), 58,00 €.

Die Höfe und Residenzen geistlicher Landes- und Reichsfürsten – das galt auch für die in Personalunion wiederholt gemeinsam regierten Hochstifte Bamberg und Würzburg – standen bis vor kurzem kaum im Fokus interdisziplinärer Forschungsvorhaben. Ältere Bände aus der gediegenen Handbuchreihe der *Germania Sacra* waren eine Ausnahme, auch wenn der Fokus auf den Bischofsbiographien und weniger auf einer systematischen Analyse der jeweiligen Hofhaltung lag. Die jüngste Veröffentlichung zu Bamberg ist hier der 2016 erschienene, von Dieter J. Weiß bearbeitete Band zu den Episkopaten Lothar Franz von Schönborns (1693–1729) bis zu Christoph Franz von Buseck (1795–1802/05).<sup>1</sup> Erst im 21. Jh. erlebte das für die kulturellen und politischen Strukturen des Alten Reiches so elementare Thema eine Renaissance mit wichtigen Neuerscheinungen. Der memorierende Blick auf die Kirchensäkularisation der Jahre 1802/03 mag hier nachgeholfen haben. In der renommierten Veröffentlichungsreihe der Residenzen-Kommission (Arbeitsstelle Kiel) der Göttinger Akademie der Wissenschaften war der 2010 herausgegebene Band zum Thema „Höfe und Residenzen geistlicher Fürsten“ dann der erste – immerhin bereits der 24. unter den „Residenzenforschungen“ –, der aus einem themenrelevanten Symposium hervorging.<sup>2</sup> Dies ist nur ein Beispiel unter vielen.

Die zu lange anhaltende Themenabsenz hatte weniger mit Quellen- und Überlieferungsproblemen zu tun – das trifft auch für Bamberg zu mit einer sehr guten Überlieferung im Archiv des Erzbistums, im Staatsarchiv und in der Staatsbibliothek Bamberg sowie den zugehörigen fränkischen Adelsarchiven (S. 339 f.) –, vielmehr mit dem historisch-gesellschaftlichen Diskurs der Moderne. Der zeitgenössische Mainstream widmete sich anderen Themen als Folge der großen Säkularisationsschwellen im Napoleonischen Europa, des abrupten Endes reichskirchlicher Strukturen und einer sich anschließenden, primär von nationalstaatlichen Zielsetzungen dominierten Geschichtsschreibung.

Die im Winter 2012/13 an der Otto-Friedrich Universität in Bamberg angenommene Dissertation fügt sich in diese Neubewertung geistlicher Hofhaltung nahtlos ein. Der Hof der Bamberger Fürstbischöfe Adam Friedrich von Seinsheim (1757–1779) und Franz Ludwig von Erthal (1779–1795) steht bei Kerstin Kech im Mittelpunkt. Quellenorientiert nähert sie sich von verschiedenen Seiten dem Thema Hofleben und -zeremoniell, wobei vor allem den Bamberger Hofdiarien, dem Briefwechsel Fürstbischof Seinsheims mit seinem Bruder und dem Tagebuch des Geheimen Kanzlisten Endres hoher Stellenwert zukam. Nach der Biographie der beiden genannten Fürstbischöfe (Kap. 2: „Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Zu den Biographien Seinsheims und Erthals als Bischöfe, Fürsten und Mitglieder ihrer Familien“, S. 47–100) werden die hierarchische Struktur am Hof und im Hochstift, das zeremonielle Leben am Bamberger Hof, die Rolle von Frauen vor dem Hintergrund des Fehlens einer Fürstin (Kap. 5: „Frauen am Bamberger Hof“, S. 211–253), die Architektur der Residenz und die geistliche Seite des fürstbischöflichen Doppelamtes beleuchtet.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Ausgangspunkt der Überlegungen war die im Umschlagbild von Johann Rudolf Byss (1662–1738) ausgemalte Allegorie („*Der Vorzug der geistlichen Würde vor der Weltlichen*“) von der Abwägung der beiden Ämter eines geistlichen Herrschers, seines geistlichen und seines weltlichen. In den sechs Hauptkapiteln werden alle systemrelevanten Aspekte eines geistlich-weltlichen Hofes in der Spätphase des Alten Reichs exemplarisch aufgezeigt.

Bescheiden resümiert die Autorin, ihre Studie verstehe sich „als Mosaikstein“ (S. 331) für die Erforschung geistlicher Staaten im Allgemeinen und der Bamberger Verhältnisse im Speziellen, ausgeführt jeweils für die Endzeit des Ancien Régime. Gelungen ist die Verbindung der biographischen Annäherungen von zwei lange regierenden Fürstbischöfen, deren Format übrigens nur bedingt zu den während des Konzils von Trient formulierten Amtsidealen passte, zum höfischen und territorialen Kontext. Grundlage boten die für Bamberg von 1764 bis 1783 jährlich erschienenen „Hof-, Stands- und Staats-Calender“. Es waren die für Bamberg wichtigen bischöflichen Statthalter, die auch in Abwesenheit des Fürstbischofs für eine funktionierende Hofstruktur sorgten. Auch das Hofzeremoniell spielte hier eine wichtige integrierende Rolle, obwohl es unter Erthal ein aufgeklärtes Anliegen war, „keine willkürliche pracht“ zu treiben und das höfische „decorum“ (S. 333) nicht zu übertreiben. Die für die Genderforschung elementare Frage, welchen Einfluss Frauen an einem geistlichen „Hof ohne Frauen“ spielten, wirkt dagegen in der Ausführung aufgesetzt. Sicherlich ist das Verdikt von Peter Hersche, die Abwesenheit des weiblichen Geschlechts habe die geistlichen Höfe entscheidend mitgeprägt, kritisch zu hinterfragen.<sup>3</sup>

Ob dabei der Blick auf die Ehefrauen und Töchter von Hofbesuchern und -gästen unbedingt erkenntnisfördernd ist, sei dahingestellt. Interessanter waren Privataudienzen für die weibliche Verwandtschaft der Bischöfe und der höfischen Stabsleiter, soweit sie über die Hofdiarien belegt sind. Familienstrukturen begleiteten hier allerdings stärker als Genderüberlegungen den Alltag und möglicherweise auch die Regierungspraxis. Der gediegen ausgestattete Band zeichnet sich durch Anlagen u. a. zur Korrespondenz und zu den Hofdiarien aus. Die umfangreiche Literatur (S. 344–410) – die Dichte spricht eigentlich gegen die These eines erst jetzt beseitigten Desiderats – wurde von Kerstin Kech in ihre flüssig geschriebene und kompakte Studie gut integriert. Ein Orts- und Personenregister wäre wünschenswert gewesen.

1 Dieter J. Weiß (Bearb.): Die Bamberger Bischöfe von 1693 bis 1802. Berlin 2016.

2 Gerhard Ammerer u. a. (Hg.): Höfe und Residenzen geistlicher Fürsten. Strukturen, Regionen und Salzburger Beispiel in Mittelalter und Neuzeit. Ostfildern 2010.

3 Peter Hersche: Intendierte Rückständigkeit. Zur Charakteristik des Geistlichen Staates im Alten Reich, in: Georg Schmidt (Hg.): Stände und Gesellschaft im Alten Reich. Stuttgart 1989, S. 133–149.

WOLFGANG WÜST  
Erlangen



VSWG 105, 2018/2, 274–275

Malte König

**Der Staat als Zuhälter. Die Abschaffung der reglementierten Prostitution in Deutschland, Frankreich und Italien im 20. Jahrhundert**

(Bibliothek des Historischen Instituts in Rom 131). De Gruyter, Berlin u. a. 2016, 488 S. (13 Abb., 16 Tab.), 119,95 €.

Die Studie geht aus Königs Habilitationsschrift hervor und beschäftigt sich mit der Frage, unter welchen Bedingungen die Reglementierung der Prostitution in Deutschland, Frankreich und Italien zu unterschiedlichen Zeiten bekämpft und abgeschafft wurde. Eine vergleichende länderübergreifende Sicht und historiografische Untersuchung lag bislang noch nicht vor, obwohl es aus den von König betrachteten Ländern viele Veröffentlichungen zum Thema Prostitution gibt. Der Autor begründet die Methode des Vergleichs „mit der Möglichkeit, Phänomene aufzuspüren, die zuvor unsichtbar waren“ (S. 5). Die hierfür genutzten zahlreichen Quellen sind im Wesentlichen die Parlamentsdebatten in den einzelnen Staaten sowie Publikationen und Dokumente involvierter Akteure.

Zu Beginn erwartet den Leser ein Kapitel über den Umgang mit der Prostitution durch die Obrigkeit der jeweiligen Länder vor allem im 19. Jh. Das auf polizeilicher Machtbefugnis basierende System der Aufsicht von sich prostituierenden Frauen hatte sich vor allem mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten begründet, wurde aber Anfang des 20. Jh.s zunehmend in Frage gestellt. Kritik richtete sich vor allem gegen die polizeilichen Auflagen, die Wohn- und Arbeitssituation, die medizinischen Kontrollmethoden und Zwangsuntersuchungen sowie die Strafen bei Nichtbeachtung der Vorschriften. Die reglementierte Prostitution wurde in Deutschland 1927 mit dem „Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ abgeschafft. Auch in Frankreich schien die Diskussion um eine Reform zu diesem Zeitpunkt weit fortgeschritten, kam jedoch unter dem Vichy-Regime zum Erliegen. 1946 kam mit dem „Loi Richard“ das Ende der „maisons closes“, das der Registrierung erst ab 1961. In Italien kam es erst ab 1945 zu einer regen Diskussion über die Prostitution. Mit einer 1948 eingebrachten Gesetzesvorlage, der sogenannten „Legge Merlin“, schien sich das Ende des althergebrachten Systems rasch anzubahnen, jedoch dauerte es noch zehn Jahre bis zu Verabschiedung.

Der Autor legt der Diskussion um die Abschaffung der Reglementierung vier Motive zugrunde, die je nach betrachteter Nation eine andere Gewichtung bekamen. Zunächst betrachtet König die medizinischen Argumente, die Hauptgründe für die Einführung der Reglementierung waren. Die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten habe die Debatten geprägt, die Befürworter des Bordellsystems dabei auf die Ansteckungsraten durch Prostituierte, die Gegner auf die der Freier verwiesen. Unter dem zweiten Thema „Sozialpolitik“ fasst König gesellschaftliche Annahmen zusammen: etwa unkontrollierbaren männliche Sexualtrieb, Schutz der anständigen Mädchen und die Position von Cesare Lombroso, dass Prostitution angeboren sein könne (S. 248). Schließlich fehlt hier auch der Blick auf die „Profiteure“ wie Bordellwirte und Zuhälter nicht. Drittens macht König in allen drei Staaten politisch aktive Frauen aus, die für die Abschaffung der Reglementierung argumentierten. Die politisch und gesellschaftlich engagierten Frauen schufen eine neue Debattenkultur und kämpften unter dem Stichwort Abolitionismus und Doppelmoral auch für die Rechte der Prosti-

tuierten. Viertens spielen für König Nationalgefühl, Identitäten und internationale Einflüsse eine Rolle in den Debatten. Insbesondere die Vereinten Nationen und die kirchliche Seite wirkten sehr unterschiedlich darauf ein.

König hält als Ergebnis fest, dass Diskussion und Verlauf der Auseinandersetzungen über die Abschaffung der Reglementierung in den untersuchten Ländern jeweils anders konnotiert gewesen seien. So waren die Debatten um die Geschlechtskrankheiten in Deutschland und Frankreich gewichtiger als in Italien. Prostituierte sah man in Deutschland als Opfer des kapitalistischen Systems, in Italien hatte die Vorstellung der geborenen Prostituierten hingegen viele Anhänger. Bei der Abschaffung der Reglementierung macht König aber auch Entwicklungen aus, die in allen drei Ländern von Bedeutung waren. So hatte die politische Aktivierung der Frauen positiven Einfluss auf die Abschaffung, autoritäre Regime hingegen befürworteten diese.

Die Studie überzeugt in ihrer Gliederung und Sprache sowie in der Weite des Themenspektrums. Auch die Methode des Vergleichs – synchron wie diachron (S. 7) – ist nicht verfehlt und zeigt grundsätzliche Entwicklungen in den untersuchten Ländern auf. Die angeschnittenen Fragestellungen der Debatten zur Abschaffung der Reglementierung sind breit gefächert und komplex. Hierbei gelingt es dem Autor, dem Leser die Thematik über den Untersuchungszeitraum hinweg stringent darzustellen. Wohltuend ist auch, dass König sich nicht in Paragrafendschungen verirrt oder in lokalen Gegebenheiten verharret.

FRITZ KOCH

Frankfurt am Main

VS WG 105, 2018/2, 275–276

Axel Nath / Hartmut Titze (Hg.)

**Differenzierung und Integration der niederen Schulen in Deutschland 1800–1945** (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte 3). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016, 614 S. (27 Tab., 1 CD-ROM), 130,00 €.

Es handelt sich in der Erscheinungs-Chronologie um einen der letzten Bände des von der DFG großzügig geförderten „Datenhandbuch(s) zur deutschen Bildungsgeschichte“ vom frühen 19. Jh. bis zur Gegenwart. Kern des in den 1980er Jahren begonnenen, auf zwölf Bände angelegten Projekts ist die statistische Dokumentation von Schüler- und Studierendenströmen nach Schularten und Klassenstufen bzw. Fächern und Semestern sowie nach Konfession, Geschlecht, Abschlüssen, etc. in langfristigen Reihen. Dabei stand die Service-Funktion für die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung durch umfangreiche Tabellen-Auswahlen und eine jeweils beigelegte CD-ROM mit den vollständigen Datensätzen im Vordergrund. Die Textteile konzentrierten sich auf den bildungsstatistisch fundierten Strukturwandel des jeweiligen Bildungssegments im 19. und 20. Jh.

Von dieser Konzeption unterscheidet sich das vorliegende Datenhandbuch dadurch grundlegend, dass hier eine weit ausgreifende Interpretation der deutschen Bildungsgeschichte im Vordergrund steht, die die Datenerhebung und Tabellen-Präsentation bestimmte. Diese Interpretation

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

geht zurück auf die von Titze Anfang der 1990er Jahre entwickelte These eines seit 1800 eigendynamischen, sich selbst tragenden Bildungswachstums in Form von bisher vier langen Wellen, die er mit Nath in der historischen Bildungsforschung verbreitet und auf zahlreiche Gegenstände vom Nationalsozialismus bis hin zur Geschlechtsspezifität im Schulsystem bezogen hat. Auch in dem vorliegenden Datenhandbuch werden die in der Wirtschaftsgeschichte teils kritisch diskutierten Kernthesen einleitend wieder aufgegriffen und unter dem Titel „Bildungswachstum und Verwissenschaftlichung der Kultur“ kulturgeschichtlich bzw. –theoretisch vertieft (S. 19–78). Im anschließenden „Analyseteil“ skizziert Nath institutionengeschichtlich den Zusammenhang zwischen den „Langen Wellen des Bildungswachstums“ und der „Annäherung der sozialen Pole des Bildungssystems“ im Sinne der langfristigen Angleichung von niederen und höheren Schulen bezüglich des Curriculums, der Dauer der Bildungsgänge, der Formen der Lehrerbildung etc. (S. 81–136). Weitere Beiträge behandeln die traditionellen „Vorschulen“ der höheren Schulen im Verhältnis zu den in der Weimarer Republik entstandenen „Grundschulen“, die Rolle der „Seminare“ für die Volksschullehrer, die „Eigendynamik der Aussonderung“ in den „Hilfsschulen“ sowie abschließend „Sonderschulen“, etwa für Blinde oder Gehörlose. Als statistischer Kern folgen 27 Überblickstabellen zur „Entwicklung des niederen und höheren Schulwesens in Deutschland“ mit hoch aggregierten Gesamtzahlen von Schulen bzw. Schülern, unterteilt nach „Volks-“, „Mittel-“, „höheren“ und „Hilfsschulen“ (S. 201–402). Die Daten zu den höheren Schulen wurden den vorliegenden Datenhandbüchern entnommen, die Statistik des Mädchenschulwesens wurde unabhängig von dem gleichzeitig erarbeiteten Datenhandbuch zum Mädchenschulwesen erhoben. Neben absoluten Zahlen und „Prozentprofilen“ werden u. a. der relative Besuch der Schularten als Gesamtzahl der Schüler im prozentualen Verhältnis zur Stärke der entsprechenden Altersjahrgänge oder auch die Zahl der Lehrkräfte pro Schulart im Zeitverlauf dargestellt. Das letzte Drittel des Datenhandbuchs bietet kurze „Übersichten zur Entwicklung des Schulwesens in den einzelnen deutschen Staaten/Ländern“ (S. 403–603). Hier sind wichtige Abbildungen zum Ländervergleich leider nur schwer lesbar (z. B. S. 88, 104, 195).

Bietet der Band auch eine umfangreiche Darstellung der Auffassungen seiner beiden Herausgeber zum eigendynamischen Bildungswachstum in der Moderne, sind bei Interesse an detaillierten Analysen der Institutionalisierung der niederen Schulen im 18. Jh. und ihrer historischen Weiterentwicklung nach wie vor die einschlägigen Standardwerke u. a. von Neugebauer, Roeder/Leschinsky und Kuhlehn zu empfehlen. Folgt auf die „Integration“ der niederen Schulen heute ihre Auflösung im Rahmen neuer, zweigliedriger Schulsysteme mit neuerdings wieder Schubartig steigenden Gymnasialquoten, scheint dies nach Befunden der Bildungsforschung allerdings eher auf die demographische Entwicklung dramatisch zurückgehender Schülerzahlen und davon profitierender Gymnasien zurückzugehen als den eigendynamisch entstandenen „Beginn einer neuen fünften Wachstumsphase“ anzuzeigen (S. 83).

PETER DREWEK  
Karlsruhe



VSWG 105, 2018/2, 277–278

Karen Nolte

**Todkrank. Sterbegleitung im 19. Jahrhundert. Medizin, Krankenpflege und Religion**

Wallstein, Göttingen 2016, 260 S. (5 Abb.), 24,90 €.

„Der Tod ist ein Problem der Lebenden“, brachte der Soziologe Norbert Elias 1982 die Thematik auf den Punkt. In seiner Deutung zum Lebensende sind Menschen im Unterschied zu Tieren die einzigen Geschöpfe, die wissen, dass sie sterben werden, und die einzigen, denen das kommende Ende Schwierigkeiten bereite. Denn Menschen sähen sich nicht erst in den letzten Stunden mit dem Lebensende konfrontiert. Der Abschied, die Isolierung, die Gefühlsvalenzen, die „stillschweigende Aussonderung“ aus der Gemeinschaft der Lebenden beginne viel früher und führt in Elias' Diagnose zum 20. Jh. zur „Einsamkeit der Sterbenden“ in der Zeitgeschichte.

Die Historikerin Karen Nolte setzt einen anderen Schwerpunkt und untersucht die sozialen Praktiken im Umgang mit Sterbenden in der ersten Hälfte des 19. Jh.s, einer historischen Phase, in der das Sterben zuhause und die am Krankenbett versammelte Sterbegesellschaft noch üblich waren. In ihrer alltagsgeschichtlichen Studie nimmt sie Handlungs- und Deutungsweisen dreier zentraler Akteure in den Blick, die, so Noltés These, in der protestantischen Sterbegleitung zentral waren: Ärzte, Geistliche und die in der protestantischen Krankenpflege aktiven Diakonissen.

In fünf Kapiteln führt sie zunächst in die Beschreibung unheilbarer Krankheiten wie Krebs, Schwind- und Wassersucht im Kontext zeitgenössischer medizinischer Lehren ein (Kap. 1), gefolgt von einer Analyse von Sterbenden und ihrem sozialen Umfeld. Durch die Auswahl der Selbstzeugnisse ist die Autorin zwar einerseits auf ein lokales protestantisch-pietistisches Milieu beschränkt. Andererseits erlauben diese Quellen jedoch auch Einblicke in Deutungen des Lebensendes jenseits der bürgerlich-protestantischen Sterbegesellschaft. Denn die bspw. im Hamburger „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ tätigen großbürgerlichen Armenbesucherinnen hielten ihre Arbeitserfahrungen mit dem Sterben in Armut detailliert fest. Vor allem auf der Grundlage publizierter ärztlicher Fallberichte werden in Kapitel drei die Debatten um ein angemessenes Verhalten der Ärzte am Sterbebett thematisiert. Im Mittelpunkt von Noltés viertem Kapitel stehen zeitgenössische Deutungen, Konzepte und Praktiken im Umgang mit Schmerz. Hier werden nicht nur geschlechtsspezifisch unterschiedliche Interpretationen von im Vergleich mit Männern weniger schmerzempfindlichen Frauen sichtbar, sondern auch die Deutung der christlich-protestantischen Krankenpflegerinnen vom Schmerz als „Prüfung Gottes“ und damit einer zentralen religiösen Erfahrung. Unter Ärzten war das Schmerzstillen bei Sterbenden umstritten. Nolte kann allerdings anhand publizierter Fallbeschreibungen zeigen, dass Ärzte eine palliativmedizinische Behandlung Sterbender im frühen 19. Jh. durchaus schon praktizierten. Wer um das Deutungsmonopol im Umgang mit Sterbenden rang, steht im Zentrum des fünften Kapitels. Denn in der Sterbegleitung konkurrierten die für das Seelenheil ihrer Gemeindemitglieder zuständigen Geistlichen mit Medizinerinnen und Diakonissen, deren nichtakademischer Habitus ihnen oft den Zugang zu Sterbenden ermöglichte, die sich vom christlichen Glauben entfernt hatten. Nolte kommt zu dem Ergebnis, dass die Ärzte diesen Konkurrenzkampf am Sterbebett zunehmend für sich entscheiden konnten. Anders als Philipp Ariès in seiner Pionierstudie zur Geschichte des Todes von 1976 lautet ihr Ergeb-

nis, von einer Privatisierung des Sterbens könne angesichts einer präsenten Sterbebettgesellschaft im bürgerlich-protestantischen Milieu keine Rede sein. Durch den Befund der zunehmenden ärztlichen Begleitung von Sterbenden kann sie an Ergebnisse von Dorothy und Roy Porter sowie Lucian Hölscher anknüpfen und die These unterstützen, dass die Medikalisierung des Sterbens bereits im ausgehenden 18. Jh. einsetzte.

Aufgrund der Quellenlage sind die Beschreibungen der „patient's view“ und der Sterbenden in den Armenvierteln deutlich weniger dicht als Einblicke in das christlich-protestantische Milieu. Auch das Erkenntnisinteresse an Subjektivierungsprozessen der Akteure und Akteurinnen wird zwar an mehreren Stellen formuliert, bleibt jedoch weniger scharf konturiert. Die Stärke der Arbeit liegt in einer praxeologischen Milieustudie, die nicht nur eine Reihe bisher unbearbeiteter handschriftlicher und gedruckter Quellen auswertet, sondern auch unterschiedliche Sinnbildungsprozesse und durchaus konkurrierende Einstellungen innerhalb eines Milieus sichtbar macht. Auch wenn es Nolte nicht darum geht, eine längere Linie zu ziehen, ist die Arbeit bezüglich der Entwicklung und Geschichte von Euthanasie, Sterbehilfe und Sterbebegleitung im 20. Jh. enorm aufschlussreich. Nicht zuletzt lässt sich ihre durchweg gut geschriebene medizin- und alltagshistorische Studie auch gewinnbringend für die Geschichte des Wissens, die Körper- und die Geschlechtergeschichte lesen.

ISABEL RICHTER  
Berkeley

VSWG 105, 2018/2, 278–279

Stephen Pielhoff / Waltraud Murauer-Ziebach

### **Im Hause Krupp. Die Bediensteten der Villa Hügel**

(Kleine Reihe Villa Hügel). Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2016, 224 S. (216 Abb.), 12,90 €.

Ohne Erzieherinnen und Kindermädchen, ohne Köche und Küchenhilfen, ohne Chauffeure, Gärtner und Stallknechte wäre es im Kaiserreich einer großbürgerlichen Familie kaum möglich gewesen, einen standesgemäßen Haushalt zu führen. Obwohl die Bürgertumsforschung die große Bedeutung des Dienstpersonals für die Lebensführung von Unternehmern, Bankiers und finanziell gut situierten Bildungsbürgern zur Genüge hervorgehoben hat, ist über ihr Alltagsleben bislang erstaunlich wenig bekannt. Auf der Grundlage einer dichten Quellenüberlieferung ist es Stephen Pielhoff und Waltraud Murauer-Ziebach nun gelungen, die Lebensbedingungen und Arbeitsbeziehungen von Dienstboten in der Villa Hügel zwischen den frühen 1870er-Jahren und dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu rekonstruieren.

Der Alltag auf dem Anwesen der Familie Krupp stand gewiss unter besonderen Vorzeichen. Mit dem Aufstieg des Unternehmens entwickelte sich die Villa Hügel, die 1873 im Essener Süden erbaut worden war, bis zum Ersten Weltkrieg zu einem „Großbetrieb“ gesellschaftlicher Repräsentation (S. 175), zu einer „reibunglos funktionierenden Maschine“ (S. 203) mit einem „grandhotelarti-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

gen Haushalt“ (S. 176) samt Wirtschaftsgebäuden, Schießstand, Kegelbahn und Schlittschuhteich. Das alles war in seinen Dimensionen nahezu einzigartig und erforderte eine Heerschar verlässlicher „Hügelaner“ – am Vorabend des Ersten Weltkriegs standen 648 Angestellte und Hilfskräfte in Diensten der Krupps – 41 Prozent wohnten auf dem Anwesen.

In der Villa Hügel zu arbeiten, galt als Privileg. Die Verwaltungsangestellten verdienten zumeist überdurchschnittlich gut, allen Dienstboten kamen die zahlreichen Sachleistungen (zum Teil freie Kost und Logis etc.) zu Gute, Trinkgelder und Geschenke kamen hinzu. Darüber hinaus waren die Krupps häufig bereit, ihre Bediensteten in finanziellen Notlagen zu unterstützen. „Wie im Märchen“ (S. 199) ging es auf dem Hügel indessen nicht zu. Eine elaborierte Hausordnung strukturierte den Arbeitsalltag der Dienstboten, legte ihre Pflichten und die hierarchische Ordnung der Arbeitsbeziehungen penibel fest. Überdies waren die Erwartungen des Arbeitgebers an die Persönlichkeit und den Charakter der Bediensteten hoch. Wer auf dem Hügel in Lohn und Brot stand, musste bescheiden, redlich, pünktlich, loyal und insbesondere verschwiegen sein. Letztlich sollte der Arbeitsalltag „möglichst geräuschlos und immer im Sinne der jeweiligen Herrschaften funktionieren“ (S. 37). Verstöße gegen die strengen Reglements und Konflikte zwischen den Dienstboten blieben nicht aus. Beleidigungen, Unterschlagungen oder Geschäfte auf eigene Rechnung riefen wiederholt die Hügelleitung auf den Plan, bedrohten die Funktionsfähigkeit der „Maschine Hügel“ aber nie ernsthaft.

Der Erste Weltkrieg und seine Folgen markierten für die Dienstboten-Kultur auf dem Hügel einen tiefen Einschnitt. Die ökonomischen Krisen der 1920er-Jahre erzwangen einen Abbau des Personals, der z. B. die Gärtnereien und die Bauverwaltung spürbar traf. Bis 1927 sank die Zahl der Bediensteten auf 123. In der Weltwirtschaftskrise wurden die Gehaltskosten empfindlich gekürzt und Sonderprivilegien (z. B. die freie Verpflegung) für manche Dienstboten gestrichen. Im Zweiten Weltkrieg veränderte der Einsatz von etwa 50 Zwangsarbeitern seit Frühjahr 1941 den Arbeitsalltag. Das Anwesen wurde schließlich von mehreren Luftangriffen getroffen, die zahlreiche Wirtschafts- und Wohngebäude zerstörten, und im April 1945 vom amerikanischen Militär beschlagnahmt.

Die Dienstboten-Kultur ist auch ein trefflicher Indikator, um den längerfristigen Wandel von „Bürgerlichkeit“ zu vermessen. Hier wäre es wünschenswert gewesen, wenn das Autorenteam ihre zahlreichen neuen Befunde in größere Leitfragen der Bürgertumsforschung eingeordnet hätte. Verweist der veränderte Arbeitsalltag des Dienstpersonals nach dem Ersten Weltkrieg auf einen Formwandel oder die Erosion von „Bürgerlichkeit“? Wie wirkte der Abbau von Dienstpersonal auf das bürgerliche Selbstverständnis und die konkrete Lebensführung der Unternehmerfamilie Krupp zurück etc.? Dessen ungeachtet zeigt der reich (und klug) bebilderte, lesenswerte Band gleichwohl, dass keineswegs immer voluminöse Studien und theoriegesättigte wissenschaftliche Aufsätze nötig sind, um der sozial- und wirtschaftshistorischen Forschung neue Forschungsfelder zu eröffnen.

JÖRG LESZCZENSKI  
Frankfurt am Main



VSWG 105, 2018/2, 280–281

Reinhold Reith u. a. (Hg.)

**Haushalten und Konsumieren. Die Ausgabenbücher der Salzburger Kaufmannsfamilie Spängler von 1733 bis 1785**

(Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 46). Salzburg 2016, 328 S. (95 Abb., 7 Grafiken, 1 Übersichtsplan, 1 Stammbaum), 31,90 €.

„Haltet er nur alles klar und deutlich, und die Correspondenz in Conformité der Puechhaltung, so ein esenzial Punct ist“ (S. 63) – mit diesen Worten wurde Franz Anton Spängler von seinem Onkel Mathias ermahnt, als er nach Salzburg ging und dort später ein Handelsgeschäft übernahm. Spängler setzte den Ratschlag um, auch Sohn und Tochter führten die penible Familientradition fort, ganz im Sinn der zeitgenössischen Hausväterliteratur. Das für die Nachwelt und die heutige Forschung überaus kostbare Ergebnis lagert im Salzburger Stadtarchiv. Jeder der vier Bände mit den über fünf Jahrzehnte reichenden Aufzeichnungen umfasst etwa 180 Seiten, insgesamt gibt es rund 21.700 Eintragungen.

Die Ausgabenbücher wurden für die vorliegende Publikation transkribiert und in 19 Beiträgen unter verschiedenen Gesichtspunkten ausgewertet. Zusammen mit weiteren Dokumenten wie privaten Korrespondenzen, dem *Hauß Zünß Büechl* zur Erfassung der Mieteinnahmen und dem Hauptbuch der Tuch- und Seidenhandlung informieren sie in bisher einzigartiger Weise über die Geschäftstätigkeit und Lebensführung eines gehobenen bürgerlichen Haushalts dieser Zeit. Für die frühe Neuzeit wurden bisher nur wenige vergleichbare Unterlagen erforscht, und wenn, dann wurden sie nicht so gründlich und umfassend analysiert. Die Aufzeichnungen der Salzburger Familie werden hier mit aktuellen Fragestellungen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte unter die Lupe genommen: von der Bedeutung verwandtschaftlicher Netzwerke für das Handelsgeschäft über die Stellung der Frauen im Haushalt bis zu spezifischen Konsummustern.

So schlug sich etwa die Pflege von familiären und freundschaftlichen Beziehungen in den Geschenken bei bestimmten Anlässen nieder. Die Rolle der drei aufeinanderfolgenden Ehefrauen Spänglers wiederum erschließt sich darin, dass sie in erheblichem Maß an der Führung der Haushaltsbücher beteiligt waren. Sie stammten alle aus Kaufmannsfamilien und waren mit der Buch- und Rechnungsführung offenbar vertraut. Die Untersuchung der Mieteinnahmen erlaubt Rückschlüsse auf die soziale Zusammensetzung der Mieter, die keineswegs nur den unteren Schichten angehörten. Die Haushaltsbücher geben darüber hinaus Auskunft über die gängige Versorgung mit Wasser (Hausbrunnen), Licht (Unschlittkerzen) und über die Abwasserentsorgung (Senkgrube). Außerdem eröffnen sie einen Blick auf das „Sachuniversum“ des Spänglerschen Haushalts (u. a. Möbel, Hausrat, Kleidung, Schmuck, Perücken, Spiele) und den Umgang damit (Nutzungsdauer, Reparaturen, Umnutzungen). Zu den von außen bezogenen Lebensmitteln gehörten nicht nur Fleisch und Fisch, Konservierungsmittel und Getreide, Gemüse und Obst, sondern auch Genussmittel wie Schnupftabak sowie Kolonialwaren wie Zucker und Kaffee. Dokumentiert sind des Weiteren Entlohnung, Aufgaben und Wechsel von Dienstboten ebenso wie die Bezahlung von Handwerkerinnen und Handwerkern, von Barbieren, Haus-, Musiklehrern und des Stadtphysikus, Ausgaben für Almosen und das Lesen von Messen sowie für *Recreation* etwa durch Ausflugsfahrten. Auch Steuern waren fallweise zu zahlen. Das Hauptbuch belegt das geografisch weit über Europa

gespannte geschäftliche Netzwerk der Tuch- und Seidenhandlung. Zudem erfährt man, in welchem Ausmaß und zu welcher Bezahlung dort Bedienstete beschäftigt wurden, wobei Haushalt und Handeltätigkeit oft nicht deutlich voneinander abzugrenzen waren. Anhand dürrer Zahlen entsteht auf diese Art ein buntes Panorama stadtbürgerlichen Lebens in Salzburg. Wiederholt werden Vergleichsdaten aus anderen Studien herangezogen – es wäre zu wünschen, dass dieser Korpus in Zukunft durch ähnliche Untersuchungen erweitert wird. Die Texte werden durch eine Fülle qualitativ hochwertiger Abbildungen ergänzt, darunter Porträts von Familienmitgliedern, die bürgerliches Standesbewusstsein demonstrieren, und Bilder des damaligen Salzburg und seiner Umgebung. Der Band ist nicht nur inhaltlich hoch interessant und weiterführend – er ist zudem auch schön und ansprechend gestaltet.

DOROTHEA SCHMIDT

Wien

VSWG 105, 2018/2, 281–282

Judith Rosen

**Heinrich Hahn. Arzt – Politiker – Gründer des Missionswerks *missio***

Schöningh, Paderborn 2017, 329 S., 24,90 €.

Heinrich Hahn (1800–1882) war Initiator des katholischen Franziskus-Xaverius-Missionsvereins, aus dem das päpstliche Missionswerk *missio* hervorging, das immer noch seinen Sitz in Hahns Heimatstadt Aachen hat. Aber nicht nur unter diesem Aspekt ist die von der Bonner Historikerin Judith Rosen verfasste Biographie eine lohnenswerte Lektüre. Hahn war auch in vielen anderen kirchlichen Initiativen aktiv und wirkte zudem als sozial engagierter Arzt, als Politiker, vor allem 35 Jahre als Aachener Ratsherr, aber für eine Legislaturperiode auch als Abgeordneter des preußischen Landtags und schließlich als Wissenschaftler und Publizist mit mannigfaltigen Interessen. Er war damit ein Repräsentant des im 19. Jh. auch in Deutschland mit Macht aufstrebenden wohlhabenden Bürgertums. Natürlich wurde diese Geschichte schon an den Beispielen vieler anderer Persönlichkeiten erzählt. Das besondere an dem Bürger Heinrich Hahn aber war seine entschiedene Katholizität.

Das Bürgertum wurde und wird in Deutschland vor allem als protestantische Errungenschaft wahrgenommen. Eine wirkliche bürgerliche Emanzipation, so der dahinter stehende Gedanke, war im katholischen Milieu des 19. Jh.s angesichts der zunehmenden Klerikalisierung, Uniformierung und Hierarchisierung kirchlichen Lebens eigentlich nicht möglich, zumindest nicht im vollen Sinne. Katholisches Bürgertum, das erscheint insofern, wenn nicht gar als Paradox, so doch zumindest als defizitär. Hahns Lebensweg indes zeigt beispielhaft, dass diese Entgegenstellung unterkomplex ist. Sie wird der Dialektik nicht gerecht, die so häufig kennzeichnend ist für historische Konflikte und die aus ihnen erwachsenden gesellschaftlichen Entwicklungen. Auch wenn die integralistische Sammlungsbewegung der katholischen Kirche des 19. Jh.s in der Tat zunächst einmal auf die Sicherung der althergebrachten Privilegien der Kirche gerichtet war, so war sie doch zugleich auch

der Ausgangspunkt des sich in Vereinen und anderen gesellschaftlichen Initiativen entfaltenden Laienkatholizismus. Und dass Laien in der politischen und sozialen Auseinandersetzung damit zunehmend wichtig wurden und den Klerus auf diesem Feld bald sogar in den Hintergrund drängten, erzeugte durchaus eine emanzipatorische Kraft, sowohl innerhalb der Kirche als auch der Gesellschaft, die gläubigen Katholiken im 19. Jh., vor allem in Preußen, nicht immer wohlgesonnen war.

In Rosens Biographie wird diese Entwicklung des modernen Katholizismus in der Person Heinrich Hahns lebendig vor Augen gestellt, etwa in der Episode, dass er die Gründung des Franziskus-Xaverius-Vereins mit großer Beharrlichkeit über Jahre gegen Widerstände nicht nur aus der preußischen Verwaltung, sondern auch aus der kirchlichen Hierarchie, namentlich des ängstlich zaudernden Kölner Erzbischofs Ferdinand August von Spiegel, realisierte.

Rosen gelingt es, Hahns tiefen Glauben und seine feste Verwurzelung in der katholischen Kirche als die zentrale Achse aufzuzeigen, um die sich sein ganzes Leben drehte. Eine Hagiographin ist sie allerdings nicht, auch wenn sie ihr Buch im Auftrag des Heinrich-Hahn-Vereins verfasst hat, der seit mehr als 15 Jahren die Bemühungen des Bistums Aachen um die Seligsprechung Hahns unterstützt. Die Historikerin verschließt vor den Schwächen Hahns nicht ihre Augen und zeigt etwa, wie der Arzt trotz allen eigenen sozialen Engagements die strukturellen Ursachen der Arbeiterfrage des 19. Jh.s nicht zu erfassen vermochte, weil er durch seinen Glauben und geprägt durch die kirchenpolitischen Konflikte seiner Zeit dazu neigte, jedweden sozialen Missstand letztendlich auf den Verlust des Glaubens, die Schwächung des kirchlichen Einflusses und die daraus resultierende Erosion der Moral in der Gesellschaft zurückzuführen.

Rosen schöpft die verfügbaren Quellen aus und verdeutlicht den zeitgeschichtlichen Kontext, ohne in überflüssige Exkurse abzugleiten. Dadurch ist ein gut lesbares Buch entstanden, das den Lebensweg eines Mannes nachzeichnet, an dessen Biographie sich zudem auf exemplarische Weise die Entstehung des katholischen Milieus nachvollziehen lässt, das von Mitte des 19. bis Mitte des 20. Jhs. hinein eine entscheidende politische, gesellschaftliche und kulturelle Rolle in Deutschland spielte.

ARND KÜPPERS  
Mönchengladbach

VSWG 105, 2018/2, 282–284

Regina Schleuning  
**Hof, Macht, Geschlecht. Handlungsspielräume adeliger Amtsträgerinnen am Hof Ludwigs XIV.**  
(Freunde – Gönner – Getreue 11). V&R unipress, Göttingen 2016, 393 S., 55,00 €.

Frauen und (Staats-)Amt – das passte in der europäischen Geschichte bis ins 20. Jh. hinein nur in wenigen Fällen zusammen. Regina Schleunings sorgfältige und überzeugend kontextualisierte Dissertation begibt sich an den einzigen Ort, an dem Amtsinhaberinnen auffindbar waren: den Fürstenhof. Am Hof waren Frauen auch über die regierenden Fürstinnen und die weiblichen Fami-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

lienangehörigen des Monarchen hinaus unverzichtbar, und das galt selbst dann, wenn im Preußen Friedrichs II. der Monarch selbst auf die persönliche Gesellschaft von Frauen verzichten konnte. Vorgelegt wird eine Strukturgeschichte des französischen Hofes zur Zeit Ludwigs XIV., die sich als Parallelstudie zu den Untersuchungen von Katrin Keller über den Wiener und von Britta Käger über den Münchener Hof versteht und darüber hinaus auf eine reichhaltige Literatur zurückgreifen kann. Der kaum zu überschätzende Einfluss der Thesen von Norbert Elias über die zivilisatorische und sozialdisziplinierende Mission des Hoflebens im „Absolutismus“ bleibt dabei spürbar. Damit ist gleichzeitig ein zentrales Ergebnis der Studie angesprochen: Im Einklang mit der neueren Literatur stellt Frau Schleuning fest, dass die Männer und Frauen des französischen Adels am Hof Ludwigs XIV. nicht zu passiven Objekten monarchischer Herrschaftsucht und entsprechender Domestizierungsanstrengungen wurden, sondern aktiv um ihren sozialen Status kämpften und eigene Interessen verfolgten. Dabei bleibt allerdings zu bemerken, dass der Hof Ludwigs XIV. letztlich der einzige Ort war, an dem der französische Adel gesellschaftlichen Erfolg realisieren konnte. Eine freiwillige Distanz und Abwesenheit erschien jedenfalls aus der Perspektive der genutzten Quellen als wenig erstrebenswert. Adlige Macht- und Karrierechancen mussten letztlich in Versailles – und nur dort – gesucht und gefunden werden. Der strukturgeschichtliche Zugriff erfolgt vor allem anhand von Hofverwaltungsunterlagen. Hinzu treten die allerdings schon häufig interpretierten Selbstzeugnisse wichtiger Mitglieder des Hofes, an der Spitze die Erinnerungen des Herzogs von Saint Simon. Im Mittelpunkt stehen die Hofämter, die den adligen Frauen in Frankreich im Zusammenhang mit den „maisons“ der weiblichen Angehörigen der Dynastie offenstanden. Die ausführliche und präzise Analyse bezieht sich auf die Zugangsbedingungen zu den Ämtern, den sozialen Status der adligen Familien, die anspruchsvollen Aufgaben der Hofdamen mit Leitungsfunktion und die materiellen wie immateriellen Vorteile, die sich aus dem Hofdienst ergaben. Insgesamt zeigt sich, dass für adlige Frauen ein Hofamt trotz der hohen Kosten des Hoflebens attraktiv erschien. Neben den Gehältern existierten weitere Einkünfte, die sich nicht zuletzt aus der Kontrolle über den Zugang zur jeweiligen Fürstin ergaben. Allerdings hingen die Hofdamen besonders deutlich von ihren Herrinnen ab, die übrigens überdurchschnittlich häufig keine gebürtigen Französinen waren. Damit stellte sich dem Hofpersonal die Aufgabe, die ausländischen Fürstentöchter in das französische Hofleben zu integrieren und kulturvermittelnde Funktionen zu übernehmen. Mit dem Ableben der Königin, der Königinmutter oder der Prinzessinnen endete die Existenz der „maison“, und die Hofdamen mussten auf anderweitige Ämter hoffen.

Der strukturgeschichtliche Zugang ermöglicht eine detaillierte Beobachtung der einzelnen Ämter, sorgt aber auch für gelegentliche Wiederholungen und Redundanzen. Einige Charakteristika des französischen Hofes treten besonders hervor. Am französischen Hof spielten Frauen (bei Ludwig XIV. nicht ganz überraschend) eine größere Rolle als in Wien oder München. Eine Separierung von Männer- und Frauenräumen existierte nicht, Frauen waren bei sämtlichen Hofereignissen anwesend. Die Entstehung von „Amtdynastien“, d. h. Frauen, die in Generationenfolge Hofämter ausübten, war grundsätzlich möglich. Verheiratete Frauen, nicht wie anderswo Witwen, standen an der Spitze der weiblichen Ämterhierarchie. Das Hofamt wurde damit zum jahrelang ausgeübten „Beruf“ auch für Frauen, deren Ehemänner meist ebenfalls im Hofdienst standen. Während in Wien und München das Gros der Hofdamen nur bis zur Verheiratung am Hof blieb, wurde das Hofleben in Versailles auch für Frauen zur Profession.

Eine Strukturgeschichte des Fürstenhofes versprüht vergleichsweise wenig Leben. Von den

Erfolgen, den Rückschlägen und den Desastern des Hofdamenlebens ist nur knapp die Rede. Im Unterschied zu anderen Sphären der Gesellschaft lässt sich aber festhalten, dass Frauen am französischen Hof nicht primär unter einer Benachteiligung wegen ihres Geschlechts litten. Allerdings konnten ihre Männer Erfolg in Militärdienst und Staatsverwaltung suchen, die Hofdamen mussten dagegen auf ein langes Leben ihrer Herrin und die dauernde Gunst Ludwigs XIV. hoffen.

MONIKA WIENFORT  
Wuppertal/Berlin

VSWG 105, 2018/2, 284–285

Alexander J. Schwitanski (Hg.)

**Anna Siemsen. Aspekte eingreifenden Denkens**

(Archiv der Arbeiterjugendbewegung. Schriftenreihe 22). Klartext, Essen 2016, 166 S., 17,95 €.

In der im Jahr 2000 durchgeführten Befragung in der Erziehungswissenschaft nach den „pädagogisch wichtigsten“ Veröffentlichungen des 20. Jh.s war unter den eingegangenen Nennungen auch eines der zentralen Werke Anna Siemens, nämlich *Gesellschaftliche Grundlagen der Erziehung*. Allerdings schaffte es dieses Buch nur auf den letzten Rang der Liste, was nicht zuletzt auf die Außenseiterposition verweist, die Siemsen als sozialistische Pädagogin, (Jugend-)Schriftstellerin, Politikerin, Pazifistin, Emigrantin und Verfechterin einer föderalistischen Europaidee im wissenschaftlichen Diskurs auch heute noch einnimmt. Umso erfreulicher ist es, dass in den letzten Jahren Forschungsarbeiten entstanden sind, die sich mit den vielschichtigen Facetten ihres Lebens und Arbeitens – über 800 Bücher, Aufsätze, Zeitungsartikel etc. können ihr zugeordnet werden – aus unterschiedlichen Perspektiven auseinandergesetzt haben. Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen auf ein Symposium zurück, das 2012 im Archiv der Arbeiterjugendbewegung in Oer-Erkenschwick stattfand. Beleuchtet werden Fragen zur Einordnung Siemens in die Intellektuellengeschichte (Alexander J. Schwitanski), zur Rolle und Funktion der Literatur in ihrem politischen und pädagogischen Denken und Handeln (Christoph Säger), zum theoretischen Kontext ihres Konzepts von Gemeinschaft in Verbindung mit ihrer Europa-Konstruktion in der Weimarer Zeit (Marleen von Barga) sowie zu ihrer Remigration und dem Versuch, nach Kriegsende in den Wissenschaftsbereich zurückzukehren (Alexandra Bauer). Besondere Bedeutung kommt dem Beitrag von Francesca Lacaita zu, die ihre Forschungsergebnisse hier erstmals in deutscher Übersetzung vorstellt. Im Mittelpunkt stehen die unterschiedlichen Entwicklungsphasen von Siemensens föderalistischem Europaverständnis, denen Lacaita auch anhand der personalen Kontakte, politischen Netzwerke und internationalen Beziehungen Siemens nachgeht. Der Fokus des Beitrags von Wolfgang Keim liegt auf der Verdrängung Anna Siemens in der Erziehungswissenschaft. Keim untersucht die Faktoren und historischen (Macht-)Konstellationen im Hochschulbereich, die dafür verantwortlich gemacht werden können, dass Anna Siemsen und ihre am demokratischen Sozialismus orientierte, sozialwissenschaftlich ausgerichtete Erziehungstheorie auf Ablehnung stießen. Auch

wenn einige der Beiträge die mittlerweile abgeschlossenen Forschungsprojekte nur ausschnitthaft dokumentieren, gibt der Band einen guten Überblick über den derzeitigen Diskussionsstand. Die abschließende Skizzierung der im Archiv der Arbeiterjugendbewegung vorhandenen Quellen- und Bibliotheksbestände (Sammlung Anna Siemsen) von Alexander J. Schwitanski sowie die von Ralf Schmölders erstellte, 1992 vom Archiv veröffentlichte *Personalbiographie Anna Siemsen (1882–1951)* bilden eine ausgezeichnete Grundlage für weitere Forschungen, bei denen es auch unter frauen- und geschlechterhistorischer Perspektive noch einiges zu entdecken gibt.

CHRISTINE MAYER

Hamburg

VSWG 105, 2018/2, 285–286

Johanna M. Singer

**Arme adlige Frauen im Deutschen Kaiserreich**

(Bedrohte Ordnungen 5). Mohr Siebeck, Tübingen 2016, 452 S. (39 Tab.), 79,00 €.

Die Vf.in widmet sich in dieser Dissertation einem in der Adelsgeschichtsschreibung bislang unbearbeiteten Thema. Der Adel wurde lange Zeit als Eliteformation gewertet und analysiert – eine Forschungsposition, die später durch sozialhistorische Herangehensweisen ergänzt wurde. Einen Gegenpol bildet eine Betrachtungsweise, die den Adel unabhängig von gesellschaftlicher Position oder finanzieller Potenz als eine Erinnerungsgruppe begreift und die Frage nach ihrer Kohäsion ins Zentrum des Erkenntnisinteresses stellt. Im Tübinger Sonderforschungsbereich „Bedrohte Ordnungen“ näherte sich das mittlerweile abgeschlossene Teilprojekt „Adel und Bürgertum. Arme Adlige zwischen konkurrierenden Gesellschaftsordnungen 1700–1900“ der Sozialformation aus einer anderen Richtung, indem der Teil der Gruppe thematisiert wurde, der nur über geringe finanzielle Mittel verfügte. In diesem Kontext entstand der vorliegende, außerordentlich gut strukturierte Band.

Die Studie basiert auf Bittgesuchen adliger Frauen. Vor allem in den Fällen, in denen wiederholt um Hilfe gebeten wurde – weil sie entweder zuvor erfolglos geblieben oder nur befristet gewährt worden war und weitere Anträge für eine Verlängerung nötig waren –, ermöglichen die Quellen einen genaueren Blick in finanzielle Verhältnisse, Ursachen und in begrenztem Umfang auch in den Alltag armer adliger Frauen. Bedauerlicherweise scheinen die Unterstützungsbitten kaum Aufschluss darüber zu geben, inwieweit die Frauen auch in der sozialen Gruppe des Adels vergesellschaftet waren. Ihre Perspektive auf die Sozialformation und ihr Status innerhalb des Adels bleiben damit im Dunkeln.

Die Studie ist als Vergleich zwischen Preußen und Württemberg angelegt. Neben den hinlänglich bekannten Unterschieden in diesen Ländern bezüglich des Adels differierten auch die Möglichkeiten institutionalisierter Hilfe, die armen adligen Frauen zur Verfügung standen. Diese Unterschiede kann die Vf.in genauer herausarbeiten, indem sie Erkenntnisse der Geschlechter- und Armutsforschung in die Studie einfließen lässt. Auf diese Weise zeigt sie zunächst, dass es im Adel

tatsächlich Armut gab und welche Formen diese annehmen konnte. Darüber hinaus wird auch deutlich, dass es die Zugehörigkeit zum Adel selbst war, die die Frauen in diese prekäre Lage brachte. Vorhandene Mittel wurden dort vorrangig für die Ausbildung der männlichen Nachkommen genutzt. Für die Töchter war die Ehe vorgesehen – sie galt als Ideal. Kam es nicht zur Eheschließung und waren die finanziellen Mittel einer adligen Familie begrenzt, konnte das eine relative Armut für die Frauen zur Folge haben. In dieser Hinsicht unterschieden sich, so Singer, adlige Familien kaum von wirtschaftlich ähnlich gestellten nichtadligen Familien. Die Zugehörigkeit zum Adel konnte jedoch durchaus auch positive Auswirkungen auf die Versorgungslage der Frauen haben. Es standen ihnen spezielle Hilfsmöglichkeiten zur Verfügung, etwa Damenstifte, die bevorzugt adlige Frauen aufnahmen. Mitunter gab es Familienstiftungen, die die Frauen unterstützten. Nicht zuletzt wurde mit Gesuchen in der Regel die Ebene der lokalen Verwaltung übersprungen, sie konnten direkt an den König gerichtet beziehungsweise auf ministerialer Ebene gestellt werden. Interessant ist, dass beim Versuch, die Armut zu überwinden oder ein einträgliches Einkommen zu finden, lediglich die Kernfamilie eine Rolle spielte. Die Großfamilie, der Bezugspunkt vieler Adliger, konnte meist wenig zu einer Lösung oder Erleichterung der für die Frauen schwierigen Situation beitragen.

Johanna Singer gelingt es, eine neue Perspektive auf den Adel und im weiteren Sinne auf die Gesellschaft im Deutschen Kaiserreich zu eröffnen. Dieser bislang wenig beachtete Teil der Sozialformation Adel ist nun erstmals genauer beschrieben worden.

SOPHIA VON KUENHEIM  
Dresden

VSWG 105, 2018/2, 286–287

Andreas Speer / Thomas Jeschke (Hg.)

### **Schüler und Meister**

(Miscellanea Mediaevalia 39). De Gruyter, Berlin/Boston 2016, XVII, 899 S., 199,95 €.

Mit der Themenstellung beabsichtigten die Hg. und 38 Autoren, ein wesentliches „Existential des Menschen“ in seiner vorrangig (alteuropäisch-orientalen) mittelalterlichen, aber auch antiken und frühneuzeitlichen Konkretion zu erforschen: „Eine besondere Aufmerksamkeit soll dem akademischen Milieu gelten“ (S. XII, XIV).

Kapitel I entfaltet das Problem historisch-systematisch anhand der Pädagogik Platons, Aristoteles', der Stoa und der arabischen Literatur (Wouter Goris) und deren mittelalterlicher Rezeption (Martin Pickavé) sowie des Methodenstreits, ob es sich beim pädagogischen Handeln des Meisters um eine (empirisch zu erforschende und handelnd einzuübende) *techné* oder eine (theoretisch zu bestimmende und mit Urteilskraft zu gestaltende) *praxis* handle (Catherine König-Pralong). In Kapitel II werden exemplarisch Meisterdank und Demut (Ueli Zahnd, Silvia Negri) sowie die weibliche Gestaltung von Lehr-/Lernverhältnissen betrachtet (Isabelle Mandrella). Das Schüler-Meister-Verhältnis wird dann bei prominenten Autoren wie Dante (Ruedi Imbach), Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Meister Eckhart u. a. analysiert, zumeist – wie auch weitere systematische Themen,

so etwa „the role of beating as a substantial part of the regulation of the relation between masters and disciples“ (S. 588) – eingebettet in einer „geistlichen und geistigen Kultursituation“ (S. 407): So im Kontext des Dominikanerordens (Kap. III: Henryk Anzulewicz, Alessandro Palazzo, Andrea A. Robiglio, Freimut Löser, Walter Senner OP), der Pariser Schulen des 14. Jh.s (Kap. IV: William O. Duba, Marek Gensler), in der byzantinischen Eigenwelt (Kap. V: Johannes Niehoff-Panagiotidis, Georgi Kapriev, Smilen Markov), in der jüdischen Tradition (Kap. VI: Jean-Pierre Rothschild, Mauro Zonta, Yossef Schwartz, Joseph Shatzmiller, Carsten Schliwski) und im arabischen Kontext (Kap. VII: Raphaela Veit, Fouad Ben Ahmed, Sally P. Ragep, Atanas Shinikov). Die Autoren analysieren dabei 1) die expliziten Konzepte von Meister- und Schülerschaft, 2) deren implizite Konzeptionen z. B. im „style of composing texts“ (S. 501), und 3) – methodisch einfallsreich – deren reale Gestaltung. Reflektiert werden zudem Konzepte nicht-institutionalisierten Lernens in der Autodidaxe (Kap. VIII: Angelika Kemper, Nadja Germann), in handwerklichen Berufen (Kap. X: Sabine von Heusinger, Hubertus Günther, Felix Diergarten), im Kontext (höfischer) Herrschaft (Kap. XI: Hans-Joachim Schmidt, Václav Drška, Brigitte Stark, Ivan Hlaváček) und schließlich als literarische Konstruktion (Kap. IX: Sita Steckel, Franziska Wenzel, Jürgen Miethke). Auch andere Beiträge (Mandrella, Kemper, Germann, von Heusinger, Diergarten, Schmidt) zeigen, dass mittelalterliche Bildungsprozesse nicht nur in „institutioneller außerfamiliärer Wissensvermittlung und Gelehrtentum“ (S. 780) stattfanden, sondern selbst für intellektuell anspruchsvolle Berufe (z. B. Shatzmiller: Mediziner, Günther: Architekten,) in der Familie oder im politischen Gefüge am „Hof“. So bleibt das im europäischen Mittelalter *quantitativ* vorherrschende Erfahrungslernen (als *Machen und Mitmachen, Vormachen und Nachmachen* und *Einüben im Ausüben*) nicht unberücksichtigt.

Die Ausgangsfrage der Hg. richtet sich im Kern aber auf jenen Sonderfall des mittelalterlichen pädagogischen *Gesamtgeschehens*, der sowohl „historically relevant“ (S. 474) als auch systematisch ertragreich ist. Denn *theoretisch bedeutsam* und strukturbildend wurden in der Folgezeit die (an Klöstern und Universitäten) entwickelten Konzepte des *expliziten* Lehrens und Lernens, die den kulturellen Fortschritt in Europa erst möglich gemacht und bis heute „alle Lebensbereiche durch(zogen) und nachhaltig transformiert“ (S. XII) haben. Insofern erhellen die Autoren die Genese der sich über Bildungsprozesse erneuernden, dynamischen und nichtteleologischen Moderne an der „Herrschaftsdidaktik“ (S. 779 ff.; 809 ff.) ebenso wie an der Rezeption von Platons „paradox of learning“ (S. 21 ff.) und der (später bei Kant als „transzendental“ reflektierten) kopernikanischen Wende in der Erkenntnistheorie (S. 3 ff.): Lernen wird zusehends nicht mehr verstanden als (zumeist auf ein Telos orientierter) Nachvollzug des Vorgegebenen (vgl. „discipulus enim est magistri imitator“, S. 165; „persuaded of his loyalty to his master“, S. 386; „totale Unterwerfung“, S. 421), sondern als Ergebnis methodengeleiteten Fragens und Schließens: Ockham will „erfahren, was Vernunftgründe und Autoritäten [...] und was eigenes Nachdenken bei mir vermögen“ (S. 712).

VOLKER LADENTHIN

Bonn



VSWG 105, 2018/2, 288–289

Dorothea Steiner

**„Dem fremden kleinen Gast ein Plätzlein decken“. Julie Bikle und die Beherbergung deutscher Kinder in der Schweiz, 1919–1924**

Chronos, Zürich 2016, 156 S. (34 Abb.), 25,00 €.

Der schmale Band ist einem Beispiel weiblicher Freiwilligenarbeit in der Kinderhilfe gewidmet. Er basiert auf dem Nachlass der Winterthurerin Julie Bikle, die sich nach dem Ersten Weltkrieg für die temporäre Aufnahme von deutschen Kindern einsetzte. Eine Einleitung des Historikers Haunfelder, der zur Aufnahme deutscher Kinder nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz publiziert hat, ordnet Bikles Wirken aus diesem Blickwinkel ein.

Etwa 47.000 Kindern wurde mit den Organisationen, in denen Bikle tätig war, ein Aufenthalt in der Schweiz ermöglicht. Dorothea Steiner stellt als erstes die Entstehung der Aktion vor, die Bikle in Zusammenarbeit mit dem aus der Schweiz stammenden Physiologen Professor Emil Abderhalden organisierte, der von Halle aus die Kinder rekrutierte. Sie referiert, wie auf Wunsch Abderhaldens eine von Bikle geleitete Zentralstelle der Schweizerfürsorge für deutsche Kinder gebildet wurde, um effizienter zu werden. Die Platzierung von Kindern in privaten Familien erlebte in der unmittelbaren Nachkriegszeit und nochmals in der Krise 1923/24 Höhepunkte, bevor sie eingestellt wurde. Daneben koordinierte Bikle 1922 und 1923 eine großangelegte Spendenaktion, um den bedürftigen Familien in Industrieregionen und Städten Deutschlands zu helfen.

Die Stärke der Darstellung, die mit Zitaten aus Quellen des Nachlasses arbeitet, ist die Thematisierung der Auswahl von Kindern durch Abderhalden, der Suche und Kontrolle der Pflegeeltern sowie der Motivationen und gesellschaftlichen Haltungen von Julie Bikle. Sie steht beispielhaft für Frauen, die sich mit Freiwilligenarbeit speziell in der transnationalen Kinderhilfe engagierten. Das Buch weist erneut darauf hin, dass die linke und bürgerliche Kinderhilfe vom spanischen Bürgerkrieg bis in die beginnende Nachkriegszeit Vorläuferinnen im und nach dem Ersten Weltkrieg hatten, dass aber diese Geschichte keineswegs erschöpfend aufgearbeitet ist. In der Diskussion der Motivationen von Bikle wird deutlich, wie sich Helferwille mit dem Bedürfnis paarte, eine wichtige und sinnhafte Arbeit zu leisten, aber auch eine verantwortungsvolle Stellung einzunehmen. Daneben wird betont, dass sie Kindern aus beengten und Hunger leidenden Familien helfen wollte. Die Autorin hebt auch hervor, dass Bikle zwar Wurzeln im süddeutschen Raum hatte, ihre Aktion aber nicht aus nationalen Gründen durchführte, sondern nationalistische Strömungen ablehnte, die Judenverfolgung früh verurteilte und zur Öffnung der schweizerischen Grenzen für Verfolgte aufrief.

Mit dem Fokus auf Bikle wird die Hilfe für deutsche Kinder ausschließlich in den humanitären Zusammenhang gestellt. Die zweite zentrale Person, Emil Abderhalden, wird kaum sichtbar: Die Autorin problematisiert zwar, dass er die Kinder nicht allein aufgrund ihrer prekären gesundheitlichen und sozialen Situation auswählte, sondern auch aufgrund herausragender Intelligenz, in der Annahme, dass solche Kinder später dem Land von großem Nutzen sein würden. Der Sachverhalt hätte Anlass geben können, den Physiologen Abderhalden mit seinen Sozialwerken (Suppenküchen, Lese- und Wärmestuben, Kleingärten in Halle), aber auch mit seiner überzeugten Anhänger-schaft bezüglich einer „neuen Gesundheitspolitik“ und der späteren Befürwortung der von den Nationalsozialisten eingeführten Zwangssterilisation von sogenannten „Erbkranken“ einzuordnen.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Immerhin. Bemerkenswert ist auch, dass er trotzdem und trotz kriegswichtiger Tätigkeit im Zweiten Weltkrieg sowie als Mitglied des NS-Lehrerbundes nach dem Krieg als Professor an der Universität Zürich unterkam, obwohl auch seine Forschungshypothesen schon zeitgenössisch kritisiert und widerlegt wurden. Man hätte die Verquickungen und schwierigen Abgrenzungen zwischen humanitärer Hilfe und Verfolgung (prä-)völkischer Interessen auch bei der Kinderhilfe verdeutlichen können. Solche Unterlassungen und Mängel lassen die Studie nicht auf der Höhe der geschichtswissenschaftlichen Forschung erscheinen. Die Auseinandersetzung mit Forschungsdiskussionen etwa zur Geschichte der Kinderhilfe, zur Positionierung schweizerischer Exponentinnen und Exponenten gegenüber deutschnationalen und nationalsozialistischen Strömungen, zur Bedeutung der weiblichen Freiwilligenarbeit für die Sozialgeschichte usw. hätte der Analyse der Aktionen Julie Bikles größere Bedeutsamkeit verleihen können.

BÉATRICE ZIEGLER  
Zürich

VSWG 105, 2018/2, 289–290

Ludger Tewes

**Rotkreuzschwestern. Ihr Einsatz im mobilen Sanitätsdienst der Wehrmacht  
1939–1945**

(Krieg in der Geschichte 93). Schöningh, Paderborn 2016, 525 S., 59,00 €.

Obwohl die Geschichte der Krankenpflege im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren einen deutlichen Aufschwung genommen hat, bestehen weiterhin zahlreiche Forschungslücken. Dazu gehört die Kriegskrankenpflege im Zweiten Weltkrieg. Insofern ist diese Habilitationsschrift mit Spannung erwartet worden.

Nach einem einführenden Kapitel über den Organisationsrahmen des DRK im Nationalsozialismus, in dem u. a. festgehalten ist, dass rund die Hälfte der Führungskräfte und etwas weniger (rund 43 Prozent) der mittleren Ebene Parteimitglied war, werden im ersten großen Teil der Arbeit die Einsatzbedingungen der Schwestern untersucht, und zwar für jedes Land bzw. jede Region getrennt. Behandelt werden Polen, Norwegen und Finnland, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Afrika, der Balkan und der Osten. Dabei liegen nicht für alle Regionen und Länder ergiebige Quellen vor, so dass man sich bei mehr als 500 Seiten Buchumfang fragt, warum jede Front berücksichtigt werden musste. Der Verdacht, dass dies der Vollständigkeit halber geschah, drängt sich auf. Es folgt ein Vergleich über den Einsatz an der Ostfront und in Frankreich, bevor Einsatzbedingungen in Italien, auf Lazarettschiffen und in Lazarettzügen in kurzen Kapiteln dargestellt werden.

Der zweite Teil der Arbeit, ab Kapitel 19, ist den Einsatzverfahren, dem sozialen Hintergrund der Schwestern und ihrer „politischen Rezeption“ gewidmet. Hier erfährt man (endlich) mehr über die Schwestern selbst. Zunächst geht es um die Sicht der entsendenden Mutterhäuser, um Vor- und Ausbildung der Schwestern, ihre Bindung an Mutterhaus und Schwesternschaft, um ihre Alters-

verteilung, Heiraten und Schwangerschaften sowie Freundschaften der Schwestern untereinander. Die politische Ausrichtung der einfachen DRK-Schwestern wird zwar thematisiert, es fehlt jedoch an quantitativen Untersuchungen der Parteimitgliedschaften. Den Krieg, so scheint es, nahmen sie mehrheitlich als „notwendiges Übel“ hin. Auch die Frage nach Widerstand seitens der Oberinnen kann nur gestreift werden. Der Lektüre der Schwestern und ihrer öffentlichen Wahrnehmung sind weitere kurze Unterkapitel gewidmet.

Die Kapitel, die die Erfahrungen der Schwestern im Einsatz auf der Grundlage von Korrespondenzen, Tagebüchern und Befragungen schildern, sind die für die Pflegegeschichte bedeutendsten. Man hat dabei das Gefühl oder den Verdacht, dass der Autor hier viel mehr aus seinem Material hätte schöpfen können, wenn er es mehr genutzt und sein Erkenntnisinteresse entsprechend formuliert hätte. Statt der vielen quantitativen Erhebungen zur „Entfaltung des Schwesterneinsatzes“, zu Verwundeten- und Todeszahlen, Weitertransporten, Bettenkapazitäten, Bewegungen der Armeen etc. hätte man sich hier detailliertere Ausführungen gewünscht. Themen wie Gefangenschaft, Verhältnis zwischen Sanitätern und Schwestern, Gesundheitsgefahren für die Pflegenden, Gewährung von Urlaub etc. werden thematisiert, aber nicht näher erläutert. Man muss sich die Informationen zu den Schwestern, die insgesamt betrachtet beachtlich sind, gleichsam aus den einzelnen Kapiteln zusammensuchen.

Dass der Autor ehemalige DRK-Schwestern interviewt hat, ist besonders hervorzuheben. Dabei hätte man sich allerdings Angaben über die Gesamtzahl der Befragungen und Zusammensetzung der Interviewpartnerinnen gewünscht, auch, ob er dafür einen Leitfaden ausgearbeitet hatte, und wenn ja, wie dieser aussah. Für die schriftlichen Anfragen, die er verschickt hat, fehlen ebenfalls nähere Angaben (Auswahl, Rücklauf, Zusammensetzung der Korrespondenzpartnerinnen etc.).

Wünschenswert wären auch Vergleiche gewesen: zum einen zum Ersten Weltkrieg, für den die Arbeit von Astrid Stölzle vorliegt, zum anderen zu den Schwestern anderer Länder, für die ebenfalls Forschungen aus dem angelsächsischen Raum zur Verfügung stehen. Doch findet sich in der Bibliographie der Hinweis, dass das Literaturverzeichnis 2012 abgeschlossen wurde, also vier Jahre vor der Veröffentlichung, somit konnten einige Forschungen nicht berücksichtigt werden. Das alles ist zu bedauern, weil die Substanz des Buches mehr hergegeben hätte, zumindest aus dem Blickwinkel einer Pflegehistorikerin.

SYLVELYN HÄHNER-ROMBACH

Stuttgart



VSWG 105, 2018/2, 291–292

Gerhard Wenzel

**„Dein Armer!“ Das diakonische Engagement der Hugenotten in Berlin von 1672 bis 1772. Diakonie zwischen Ohnmacht, Macht und Bemächtigung**  
(Studien zur Kirchengeschichte 25). Dr. Kovač, Hamburg 2016, 758 S. (16 Abb., 23 Tab.), 148,80 €.

Die vorliegende Studie, die Druckfassung einer an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum eingereichten Dissertation, setzt sich das Ziel, die Geschichte der Diakonie in die Kirchengeschichtsschreibung zu reintegrieren und sie dabei nicht auf eine Geschichte von Institutionen zu reduzieren. Während der Fokus bislang vor allem, so die Einleitung, auf den Einrichtungen und Projekten des 19. und 20. Jh.s gelegen habe, soll hier dezidiert die Frühe Neuzeit in den Blickpunkt treten. Untersucht werden die diakonischen Praktiken und ihre Reflexion in der Berliner Hugenottengemeinde zwischen 1672 und 1772.

Nach einem knappen Überblick über die bereits von der protestantischen Minderheit in Frankreich entwickelten diakonischen Traditionen werden zunächst die Rahmenbedingungen diakonischer Praxis im Berliner Refuge dargestellt. Zu diesem Zweck werden einerseits die durch das Potsdamer Edikt und die darauf fußenden Bestimmungen geprägten normativen Grundlagen präsentiert und andererseits Armut und Armenfürsorge in Deutschland sowie speziell in Berlin vorgestellt. Erst dann erfolgt der erste und weitaus größere Hauptteil der Untersuchung, der sich mit der Praxis der Diakonie beschäftigt. Zunächst teilt der Verfasser seinen Untersuchungszeitraum in zwei Phasen ein: Etablierung der Gemeinde (1672–1715) und „Bürokratisierung, Spezialisierung, Pädagogisierung und Assimilation“ (1716–1772). Diese Zeitabschnitte wurden freilich nicht aus dem Befund der Untersuchung selbst gewonnen, sondern vorab aufgrund von äußeren Aspekten bestimmt. In einem letztlich doch stark institutionengeschichtlichen Zugriff werden die Kontinuitäten einer französisch-reformierten Tradition sowie die Einflüsse der Aufklärung und des halleischen Pietismus herausgearbeitet. Zugleich wird gezeigt, wie die Diakonie einen am Individuum orientierten Gegenpart zu utilitaristischen Ansätzen in der staatlichen Armenfürsorge bildete, wie aber im Zuge von Krisen doch erheblicher Disziplinierungsdruck aufgebaut wurde. In einer statistischen Analyse werden schließlich die Anzahl der Interventionen durch das *Diaconat* und die verschiedenen Unterstützungsarten quantifiziert. Der zweite Teil hat die Reflexion diakonischer Arbeit in den Predigten zum Gegenstand. Die Prädestinationslehre, so eines der Ergebnisse, spielte hier keine wesentliche Rolle, gleiches gilt für die Erinnerung an die Verfolgung. Stattdessen rückte der Verdienstgedanke stärker in den Vordergrund, und der Providentialismus stärkte den Gehorsam gegenüber der Obrigkeit.

Diese Zweiteilung der Arbeit in einen Praxis- und einen auf die Reflexion der Diakonie in den zeitgenössischen Predigten bezogenen Teil soll dazu dienen, „zunächst das Faktische des diakonischen Handelns weitestgehend ungeachtet seiner möglichen ideologischen Hintergründe und Implikationen“ (S. 5) herauszuarbeiten. Dies mag eine pragmatische Entscheidung sein, doch restlos befriedigen kann sie nicht, lässt sich „das Faktische“ doch kaum sinnvoll von seiner diskursiven Ausdeutung, ja Prägung und Aushandlung trennen, zumal schon die vorhandenen Quellen bereits Produkt einer wie auch immer zu fassenden ‚ideologischen‘ Vorselektion sind. Auch sonst argu-

mentiert die Studie nicht immer auf der Höhe aktueller geschichtswissenschaftlicher Diskussionen um Konzepte und Theorien, etwa wenn zurecht als etatistisch und teleologisch kritisierte Theoreme wie „Absolutismus“, „Bürokratisierung“ oder „Sozialdisziplinierung“ als wichtige Interpretamente weitgehend unreflektiert adaptiert werden. Auch das in der jüngeren Migrationsgeschichte verwendete Konzept der „Hybridität“ wird nicht aufgegriffen, stattdessen ist von „Assimilation“ als einem eher einseitigen Prozess die Rede.

Positiv hervorzuheben ist gleichwohl, dass die Studie einen profunden aus den Quellen gearbeiteten Überblick über die diakonischen Institutionen und deren Wirkungsmöglichkeiten bietet und dabei auch die internen Konflikte nicht außer Acht lässt. Insofern wird die vorliegende Arbeit für weitere Arbeiten zum Berliner Refuge wie auch für vergleichende Studien sicher Berücksichtigung finden.

ULRICH NIGGEMANN  
Augsburg

WSWG 105, 2018/2, 292–293

Martin Zückert / Heidi Hein-Kircher (Hg.)

**Migration and Landscape Transformation. Changes in Central and Eastern Europe in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Century**

(Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 134). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016, 206 S., 50,00 €.

Migration prägt Landschaft. Dieser Schluss wird von Titel und Einführungskapitel des vorliegenden Bandes nahegelegt, allerdings kommt die Mehrzahl der enthaltenen Aufsätze zu einem anderen Ergebnis. Hervorgegangen ist der Band aus einer gemeinsamen Tagung des Collegium Carolinum München, des Herder-Instituts Marburg und des Instituts für Umweltgeschichte der Universität Tallinn im Jahre 2014. Die Autoren und Autorinnen rekrutieren sich aus Geschichtswissenschaft und Ethnologie, ihr „East Central Europe“ reicht von Westböhmen bis Sibirien. Doch „landscape change cannot be interpreted solely as the consequence of migrations“, räumt Zückert ein (S. 12). Tatsächlich überwiegt in den Beiträgen die Thematisierung von ideologisch motivierten Landschaftsaneignungen, wie sie den osteuropäischen Raum während des 20. Jh.s mehrfach betrafen. Insgesamt steht hier weniger die Migration als vielmehr die Auseinandersetzung mit dem Gebrauch von Landschaft in der Folge von Karl Schlögel oder David Blackbourn im Vordergrund.

Bei Máté Tamáska, der sich mit den radikalen ungarischen Bodenreformen seit 1945 beschäftigt, wie auch bei Volodymyr Kulikov, der die Internationalisierung des Donbass im Zeitraum von dessen Industrialisierung bis ins erste Viertel des 20. Jh.s untersucht, ist diese Schwerpunktsetzung auf einen geplanten Landschaftswandel besonders deutlich, denn viele Fragen zur lokalen Migrationsgeschichte bleiben offen. Tadeusz Janicki nimmt die „Germanisierung“ des „Mustergaus“ Wartheland unter die Lupe, wie sie unter Reichsstatthalter Arthur Greiser geplant und seit 1939 teilweise auch umgesetzt wurde. Das nationalsozialistische Konzept führte zu Zwangsmigrationen

und unverhältnismäßigen Eingriffen in die Landschaft und scheiterte zuletzt am eigenen Anspruch, doch auch hier tritt die „Agency“ der Migranten in den Hintergrund, wie auch Róbert Keményfis Analyse der symbolischen Aufladung der Landschaft in Ungarn vor und nach 1989/90 weitgehend ohne Einbeziehung der Minderheiten- und Migrationsgeschichte des Landes auskommt.

Einleuchtender tritt der Zusammenhang von Migration und Landschaft in den Beiträgen hervor, die sich mit Erinnerung und Narrativen befassen. Wie die alte Heimat im Gedächtnis bleibt, untersucht Ondřej Daniel am Beispiel von Migranten aus Jugoslawien. Landschaftstypen (Bergland, Küste, Städte) definieren Erinnerungen neben den ethnischen Differenzen, die auch in der Diaspora unüberbrückbar bleiben. Stephanie Zloch zeigt diachronisch an Schulbüchern, wie in den Nachkriegsstaaten auf ehemals ostpreußischem Gebiet mit dieser Landschaft und den Zwangsmigrationen ihrer Bewohner umgegangen wird. Sie beobachtet, wie die Erfahrung von Zwangsmigration zu besonderen Narrativen führt, die „the ambivalent relationship between the unfamiliarity of a landscape and its appropriation“ auch im Widerspruch zu den offiziellen Geschichtsdarstellungen in den Blick nehmen (S. 173). Die lokale Geschichte von Neubesiedlungen, Umsiedlungen bzw. Vertreibungen ist einer Landschaft ohne Deutungshilfe schon nach wenigen Jahren in der Regel nicht mehr anzusehen. Ein mögliches Vehikel für das Spurenlesen vor Ort haben Karolína Pauknerová und Jiří Woitsch untersucht. An vier „Lehrpfaden“ in der westböhmisches Tourismusrregion Lesná können sie allerdings nur einen Negativbefund feststellen. Das konstatierte kollektive Schweigen über Flucht und Vertreibung werten die Autoren als „non-intentional“, verursacht durch fehlende fachliche Beratung. Leider fragen sie nicht danach, warum den engagierten Laienautoren der Lehrpfadtafeln dieser Teil ihrer Lokalgeschichte nicht vor Augen steht.

Nur im Beitrag von Aviar Jürgenson prägen Migranten die Ziellandschaft ihrer Migration selbst. Über mehrere Generationen hinweg eignen sich Bauern aus der Region Livland im Norden des Baltikums in ihrer neuen Heimat Sibirien seit dem späten 19. Jh. die Landschaft an – vom vorgestellten Ideal über herkunftsbezogene Namensgebung bis hin zur rückblickenden Heroisierung der Überwindung der feindlichen Natur. Wer prägt nun die Landschaft – Migranten oder die Ideologen und Kriegsherren, die Migration als politisches Mittel einsetzen? Der Band lässt viele Fragen offen, bietet aber mit seinen vielfältigen Themen eine inspirierende Lektüre.

IMKE STURM-MARTIN

Köln



## D. Wirtschaftsgeschichte

VSWG 105, 2018/2, 294–295

Ralf Ahrens

### **Hundert Jahre im Westen. Commerzbank und Dresdner Bank im Ruhrgebiet und in Düsseldorf 1917–2017**

(Publikationen der Eugen-Gutmann-Gesellschaft 11). Heinrich Editionen, Frankfurt a. M. 2017, 133 S. (zahlr. Abb. und Tab.), 19,00 €.

Die zeitliche Abgrenzung dieser Publikation orientiert sich am Aufbau eines flächendeckenden Filialnetzes im Ruhrgebiet, der wegen der langen Konzentration auf Handels- und Finanzplätze wie Hamburg, Berlin und Frankfurt und auf den mitteldeutschen Raum erst 40 Jahre nach der Gründung beider Bankhäuser begann. Erst mit Verspätung wurden die zweit- und die drittgrößte Filialgroßbank Deutschlands in einer Region präsent, in der bisher die Disconto-Gesellschaft, die Deutsche Bank und regionale Aktienbanken wie der Barmer Banken-Verein und die Essener National-Bank dominierten. Commerzbank und Dresdner Bank profitierten in den 1930er Jahren vor allem von der Fusion mit regionalen Instituten, welche die Filialnetze verdichteten und den Kundenkreis und das Geschäftsvolumen erheblich erweiterten. Der Vf. stellt die Bedeutung des industriellen Geld-, Kredit- und Konsortialgeschäfts im Ruhrgebiet – und in Düsseldorf, dessen „Schreibtisch“ – vor dem Hintergrund der vermeintlich goldenen zwanziger Jahre, der Weltwirtschaftskrise und der nationalsozialistischen Rüstungskonjunktur sehr anschaulich dar und vermittelt durch Zahlenmaterial aus den Filialen einen quantitativen Einblick in die inflationäre Aufblähung der Geldmenge während des Zweiten Weltkriegs.

Ralf Ahrens, der vor allem durch seine Monographie über die Nachkriegsgeschichte der Dresdner Bank von 1945 bis 1957 und eine Biographie über den 1977 ermordeten Vorstandsvorsitzenden Jürgen Ponto bekannt wurde, wird seinem Ruf als ausgewiesener bankenhistorischer Experte gerecht. Wegen des Mangels an überlieferten Akten aus der Filialebene orientiert sich die Darstellung vor allem an der bislang publizierte Forschung über die Gesamtentwicklung beider Banken. Es entstand eine gut lesbare Darstellung, die wichtige Ergebnisse der bisherigen Forschung prägnant und kompakt zusammenfasst. Ausgesprochen vielseitig und aussagekräftig ist das umfassende Bildprogramm des Buches, das tiefere Einblicke in die architektonische Repräsentation und das Bankenmarketing ermöglicht und die großen Aktienemissionen für Ruhrgebietsunternehmen illustriert.

Im Abschnitt über die Nachkriegsgeschichte beschäftigt sich der Vf. zunächst mit dem Ablauf der von den Amerikanern verordneten Regionalisierung der Großbanken. Die Darstellung der starken Wachstumsphase der 1960er und 1970er Jahre vermittelt einen fundierten Einblick in die soziale Öffnung der Großbanken für einen breiten Kundenkreis aus der Mittelschicht, in das exponentiell gestiegene Privatkundengeschäft und in die Evolution des Bankenmarketings durch Professionalisierung der Werbung. Der Forschungsbedarf über die Entwicklung der privaten Geldanlage und das Wachstum der Anlageberatung wird in diesem Zusammenhang evident.

Ahrens verschweigt nicht, dass die sinkenden Margen im umkämpften und wettbewerbsintensiven Privatkundengeschäft seit den 1990er Jahren für eine Rationalisierung des Filial- und Zweigstellennetzes verantwortlich waren. In diesem Zusammenhang wären Hinweise auf die Personalentwick-

lung der Banken „in der Fläche“ und auf die Bedeutung des Internet-Banking für die Entwicklungen der persönlichen Kundenkontakte interessant. Fazit: ein interessantes und instruktives Buch über die Bedeutung des Bankengeschäfts mit den gewerblichen und den privaten Kunden vor Ort.

CHRISTOPHER KOPPER

Bielefeld

VSWG 105, 2018/2, 295

Hartmut Berghoff

**Moderne Unternehmensgeschichte. Eine themen- und theorieorientierte Einführung**

De Gruyter, Berlin/Boston 2016, 397 S., (zahlr. Abb. u. Tab.), 29,95 €.

Zwölf Jahre nach der ersten Auflage hat Hartmut Berghoff bei einem neuen Verlag seine „Moderne Unternehmensgeschichte“ aktualisiert und neu aufgelegt; diese kann inzwischen fraglos als Standardeinführung der deutschsprachigen Unternehmensgeschichte gelten. Daher und angesichts des nach wie vor regen Interesses an der historischen Beschäftigung mit Unternehmen ist die Neuauflage zu begrüßen. Zuviel Veränderung erwartet die Leserinnen und Leser freilich nicht. Der Aufbau ist inklusive der Kapitelüberschriften unverändert geblieben – mit einer Ausnahme: Neu scheint auf den ersten Blick das Kapitel 6.2. „Konzept der Unternehmenskultur“, das bei genauerer Betrachtung aber lediglich aus einer „Aufwertung“ der bereits in der ersten Auflage vorhandenen Zwischen- zu einer Kapitelüberschrift resultiert. Auch inhaltlich hat es Berghoff im Wesentlichen bei seinen – bewährten – Ausführungen belassen und nur vereinzelt Passagen ergänzt. So bringt er z. B. aktuelle Zahlen zur – leicht zunehmenden – Repräsentanz von Frauen in unternehmerischen Spitzenpositionen (S. 280 f.) oder ergänzt einige Ausführungen im Unterkapitel „Verstrickungen und Verbrechen“ während der NS-Zeit (S. 217 f.). Zudem hat Berghoff die Literaturhinweise revidiert und vornehmlich um ausgewählte, neuere Literatur ergänzt.

Insofern handelt es sich tatsächlich um eine Aktualisierung und keine Überarbeitung. Vermutlich sind daher auch die bei der Besprechungen der Erstauflage formulierten (und leicht abstellbaren) Kritikpunkte nicht behoben worden (VSWG 92 (2005), S. 377 f.). Sie haben freilich bereits seinerzeit den positiven Eindruck des Gesamtwerks nicht schmälern können. Entsprechend wiederholt sich ein empirisch fragwürdiges Detail (S. 210), folgen die Literaturverzeichnisse immer noch keiner ersichtlichen Ordnung und der Verzicht auf Fußnoten ist arbeitsökonomisch nachvollziehbar, bei einem historischen Lehrbuch – zumal einem einflussreichen – m. E. ein Mangel. Die „Moderne Unternehmensgeschichte“ wird dennoch – und mit Recht – auf Sicht die maßgebliche Einführung zur deutschsprachigen Unternehmensgeschichte bleiben. Wer allerdings bereits die erste Auflage besitzt, benötigt die aktualisierte Neuausgabe nicht unbedingt.

BORIS GEHLEN

Bonn

VSWG 105, 2018/2, 296–297

Hartmut Berghoff / Jan Logemann / Felix Römer (Hg.)

**The Consumer on the Home Front. Second World War Civilian Consumption in Comparative Perspective**

Oxford U.P., Oxford 2017, 371 S., 80.00 £.

Forschungen zur Konsumgeschichte haben sich in den letzten Jahren stark ausdifferenziert. Das betrifft den Untersuchungsgegenstand wie auch die Untersuchungszeiträume. Der vorliegende Sammelband beinhaltet Beiträge zu zivilem Konsum und Konsumenten während des Zweiten Weltkriegs in internationaler Perspektive und ist das Ergebnis einer Tagung des Deutschen Historischen Instituts. Auch im deutschsprachigen Raum hat die Konsumgeschichte des Zweiten Weltkriegs bzw. des Nationalsozialismus in den letzten Jahren an Aufmerksamkeit gewonnen, wie etwa die Darstellungen von Wolfgang König über „Volks“-Produkte, von Anne Sudrow zur Geschichte des Schuhs im NS, von Nicole Petrick-Felber zum Tabakkonsum im NS sowie allgemeiner von Tim Schanetzky über Wirtschaft und Konsum im Dritten Reich zeigen. Im vorliegenden Band steht die internationale Perspektive im Vordergrund, wobei vier Themen genauer betrachtet werden: Lebensmittel, Werbung und Medien, Mode sowie der Einfluss der Konsumententwicklung während des Kriegs auf die Entfaltung der Massenkonsumgesellschaft nach 1945. Diese vier bilden das Gerüst der Gliederung, während sich die jeweiligen Beiträge einzelnen Ländern und Volkswirtschaften widmen. Im Mittelpunkt stehen Deutschland und Japan, die USA, Großbritannien und die Sowjetunion. Bei den meisten Beiträgen handelt es sich insofern um Länderfallstudien, die wirtschaftspolitische, organisatorische, logistische, soziale bzw. kulturelle Aspekte etwa des Lebensmittelkonsums analysieren. So untersucht z. B. Wendy Z. Goldman die Lebensmittelversorgung in der Sowjetunion mit Blick auf Aspekte wie Hunger, Ungleichheit und Korruption und bildet damit auch die Probleme der Planwirtschaft während des Zweiten Weltkriegs ab. Innerhalb der einzelnen Beiträge kommen allerdings kaum Vergleiche zum Tragen, abgesehen von einem Text von Sheldon Garon über die Unsicherheit der japanischen Lebensmittelversorgung während des Kriegs, wobei er dezidiert auch die USA, Großbritannien und Deutschland in den Blick nimmt.

Der Anspruch der vergleichenden bzw. transnationalen Perspektive wird vor allem durch die rahmenden Texte der Einleitung (Hartmut Berghoff) und des Fazits (Frank Trentmann) eingelöst. So weist Berghoff darauf hin, dass die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs in zahlreichen Ländern von großer Bedeutung für die Herausforderungen des Zweiten Weltkriegs waren. Das gilt insbesondere für die Lebensmittelversorgung. Die (Konsum-)Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs wiederum waren bestimmend für die Zeit nach 1945. Regulierung und Rationierung prägten die Konsummöglichkeiten z. T. bis Mitte der 1950er Jahre. Insofern ist es sinnvoll und begrüßenswert, wenn diesem Aspekt ein eigenes Kapitel mit vier Beiträgen gewidmet wird, die sich mit der Entwicklung in Kanada (Bettina Liverant), den USA (Jan Logemann), Deutschland (Uwe Spiekermann) und der Sowjetunion (Oleg V. Klevniuk) auseinandersetzen. In der abschließenden vergleichenden Betrachtung von Frank Trentmann wird deutlich, dass die USA nicht nur als militärisch-politische Supermacht aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgingen, sondern auch mit Blick auf die Konsumgesellschaft ihre Vorrangstellung aus der Vorkriegszeit ausbauten und zudem eine Vorbildfunktion selbst auf Seiten der ehemaligen militärischen Gegner einnahmen, wenn sogar in japanischen Mi-

litärkantinen Hamburger und Doughnuts angeboten wurden. Gleichzeitig wirkten sich die Folgen des Zweiten Weltkriegs bei der alliierten Siegermacht Großbritannien noch mehrere Jahre sehr negativ auf die Konsummöglichkeiten und den Lebensstandard aus.

Die Beiträge des Sammelbandes schließen insofern eine Lücke in der international ausgerichteten Konsumforschung für die Zeit des Zweiten Weltkriegs und ergänzen zentrale Fragen, die bei Victoria de Grazia in ihrem 2005 erschienenen Buch über das „Irresistible Empire“ und jüngst bei Frank Trentmann in seinem „Empire of things“ thematisiert wurden.

CHRISTIAN KLEINSCHMIDT

Marburg

VSWG 105, 2018/2, 297–298

Christoph Bernhardt

**Im Spiegel des Wassers. Eine transnationale Umweltgeschichte des Oberrheins (1800–2000)**

(Umwelthistorische Forschungen 5). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 569 S., 45,00 €.

Das vorliegende Buch war gewiss kein Schnellschuss. Seine Entstehungsgeschichte reicht bis in die 1990er Jahre zurück, als die umwelthistorische Forschung in Deutschland kaum mehr zu bieten schien als überschaubare Quellenbestände und vulgärmarxistische Theoreme. Im Laufe der Jahre erweiterte sich der Untersuchungszeitraum mehr und mehr in Richtung Gegenwart und reicht nunmehr im Epilog bis an das Jahr 2000 heran. Zugleich zogen andere Forscher mit einschlägigen Arbeiten vorbei, allen voran David Blackbourn mit seinem hydraulischen Abriss der deutschen Geschichte. Dem Werk hat die lange Genese jedoch nicht geschadet. Das Buch, das als Habilitationsschrift an der TU Darmstadt eingereicht wurde, zeigt nachdrücklich, was sich durch sorgfältige Quellen- und Literaturrecherche und einen konsequent durchgezogenen Ansatz aus einem Umweltthema herausholen lässt.

Die Studie basiert auf intensiven Recherchen in zahlreichen Archiven in Deutschland und Frankreich, wobei dieser transnationale Ansatz in der Forschung keineswegs so selbstverständlich ist, wie er beim Oberrhein eigentlich sein sollte. Mit mustergültiger Umsicht diskutiert Bernhardt die unterschiedlichen Funktionen des Flusses, die wandelbaren Interessen der einzelnen Länder und Städte sowie die Konkurrenz mit Straße und Eisenbahn. Auch die Bedeutung für die städtische Ver- und Entsorgung wird gründlich diskutiert, im 20. Jh. kommen Landschaftspflege und -planung als Akteure mit wachsendem Gewicht in den Blick. Nur die Rheinromantik fällt im breiten thematischen Zugriff durch das Raster, weil sich deren Blick eher auf die Sehenswürdigkeiten entlang des Ufers richtete. Hier geht es recht unsentimental um den fließenden Strom, das aqua-terrestrische Ökosystem zwischen Mannheim und Basel, dessen Umgestaltung und die geplanten und ungeplanten Folgen.

Das historiographische Großprojekt gelingt zum einen durch den weiten chronologischen Aus-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

griff. Die zwei Jahrhunderte werden in vier zeitliche Epochen untergliedert, sodass Tullas Rheinkorrektur hier lediglich als Einstieg in ein zweihundertjähriges Bau- und Regulierungsprojekt erscheint. Auf den „Kampf gegen das Wasser“ (1800–1840) folgten „die große Verlandung“ (1840–80) und die große Zeit der Wasserbaumoderne (1880–1930). Erst in dieser Zeit wurde die Großschifffahrt zur bestimmenden Macht, hinzu kam mit dem Aufstieg der elektrischen Verbundnetzwerke die Energiegewinnung. Überraschend früh, nämlich schon seit den 1920er Jahren, konstatiert Bernhardt eine Abkehr von industriegesellschaftlichen Leitbildern. Die entscheidenden Weichenstellungen für den Aufstieg des Umweltparadigmas am Oberrhein fielen in die NS-Zeit und die frühe Nachkriegszeit, sodass die Politisierung von Umweltthemen um 1970 institutionell und diskursiv in vorgeprägten Pfaden verlief. Erst in den 1980ern begann eine neue Phase mit neuen Paradigmen und internationaler Kooperation, die bis in die Gegenwart anhält. Insgesamt wird deutlich, wie die Geschichte eines Ökosystems vor allem dann an Profil gewinnt, wenn sie für Prozesse der *longue durée* sensibel bleibt, wobei Bernhardt mit guten Argumenten eine zeitliche Dynamisierung der Braudel'schen Temporalitätsmuster annimmt.

Der zweite Glücksgriff dieses Bandes besteht darin, dass er die Arbeit am Strom selbst als historisches Projekt begreift. Bernhardt zeigt, wie Wasserbauer zunehmend mit historischen Argumenten hantierten, während sie sich zugleich in ihrer praktischen Arbeit mit den Folgen früherer Projekte konfrontiert sahen. Epochenübergreifender Referenzpunkt dieser wasserbaulichen Erinnerungspolitik war Tulla, und deshalb endet jeder Abschnitt mit instruktiven Bemerkungen zur „Arbeit am Mythos“, die den jeweiligen Zeitabschnitt im Spiegel der sich wandelnden Tulla-Rezeption bilanzieren. So wird deutlich, wie in der Erinnerung an Tulla stets auch Deutungshoheiten und Autoritäten verhandelt wurden. Zu Tullas Erinnerungskarriere gehört auch eine nationalsozialistische Biographie, die ihn als Vorläufer Fritz Todt feierte, danach eine kritische Rezeption und dann seit 1970 ein neuer, eher nostalgisch als ökologisch konturierter Boom, der sich in zahlreichen Tulla-Straßen (oft in neu angelegten Industriegebieten) niederschlug. So zeigt diese Arbeit das Potential einer Verbindung von Geschichtswissenschaft und Erinnerungsforschung.

In seinen Schlussbemerkungen betont Bernhardt, dass die vorindustriellen Eingriffe am Oberrhein nicht weniger folgenreich waren als Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jh. und nach 1945. Mindestens ebenso wichtig sind die Korrekturen an tradierten Lesarten, die auch in jüngeren umwelthistorischen Arbeiten ihren Niederschlag gefunden haben. Durch die Fixierung auf Baden und Tulla sind die wichtigen Beiträge französischer und bayerisch-pfälzischer Akteure zwischen 1770 und 1880 aus dem Blick geraten, neben die vielbeklagten Durchstiche rückt Bernhardt die Sicherung der Ufer durch Steinabdeckung, die Seitenerosion entschärften und in Tiefenerosion verwandelten, zudem identifiziert er die Nebenflüsse des Rheins als „Labor des badischen Flussbaus“ (S. 506), wo sich Probleme früher zeigten als am großen Strom. Sorgsam diskutiert der Band die institutionellen und intellektuellen Ressourcen hinter den Wasserbauprojekten und ihr Führungspersonal sowie die zahllosen Kompromisse entlang des Flusslaufs. Damit setzt diese Studie methodisch und empirisch Maßstäbe für historisch und ökologisch informierte Untersuchungen von Flussregionen. Man darf nur hoffen, dass die lange Genese andere Forscher nicht abschreckt, diesem Weg zu folgen.

FRANK UEKÖTTER  
Birmingham

VSWG 105, 2018/2, 299–300

Eberhard Crailsheim

**The Spanish Connection. French and Flemish Merchant Networks in Seville (1570–1650)**

(Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien 19). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 450 S. (46 Abb., 42 Tab.), 55,00 €.

Die Erforschung internationaler kommerzieller Netzwerke ist in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem gewichtigen Arbeitsgebiet der vorindustriellen Handelsgeschichte geworden, das trotz der Fülle der entstandenen Studien immer wieder mit beeindruckenden und anregenden Ergebnissen aufzuwarten vermag. In diese Gruppe von Publikationen reiht sich nunmehr auch die stark überarbeitete und aktualisierte Version dieser Dissertation, entstanden in Graz bei Renate Pieper, über die kommerziellen Netzwerke flämischer und französischer Handelsleute im Sevilla des sog. Goldenen Zeitalters ein, die der Vf. auf breiter Quellenbasis mit den Methoden der *Social Network Analysis* untersucht. Dass er sich auf das wichtigste Handelszentrum im europäisch-amerikanischen Interkontinentalhandel dieser Zeit konzentriert, macht seine Studie weit über das eigentliche Thema hinaus zu einem bemerkenswerten Beitrag zur internationalen Handelsgeschichte des späten 16. und frühen 17. Jh.s.

Der Vf. gliedert die Untersuchung in drei Hauptteile, deren erster die Handelswelt der einheimischen, der flämischen und der französischen Kaufleute in Sevilla umreißt. Im zweiten nimmt er die privaten Verbindungen der flämischen und französischen Kaufleute vor Ort in den Blick, im dritten ihre Geschäftsbeziehungen, die durch Netzwerkanalysen im Zwanzig-Jahres-Abstand – für 1580, 1600, 1620 und 1640 – aufbereitet werden. Auf der Grundlage dieser klaren und konzisen Struktur wird die Stellung der Flamen und Franzosen am Handelsplatz Sevilla gerade auch in Abgrenzung von ihren portugiesischen und genuesischen Konkurrenten deutlich: Die Flamen waren insgesamt von größerer Bedeutung als die Franzosen, integrierten sich stärker in die andalusische Gesellschaft und präferierten stärker als letztere relativ überschaubare Familiengesellschaften als Unternehmensform. Beide ‚Nationen‘ handelten mit Produkten aus ihren Heimatländern bzw. Herkunftsorten und mit amerikanischen Gütern, allen voran mit den Farbstoffen Cochenille und Indigo. Der Vf. zeigt anhand der flämischen und der französischen Kaufmannschaften in Sevilla die signifikanten Veränderungen der Handelswelt des spanischen Überseehafens zwischen 1580 und 1640 und letztlich auch das Hineingleiten Spaniens in die Krise, die *decadencia* nach 1620. Spätestens um 1655 war Sevilla in vielen Bereichen von Cádiz überflügelt – ein Befund, der auch durch andere Studien hinreichend belegt erscheint.

Den Charme von Crailsheims Studie macht insbesondere ihr Perspektivwechsel aus: Indem sie die Entwicklung des Handelszentrums Sevilla aus der Perspektive der flämischen und französischen Kaufmannsnetzwerke beleuchtet, konturiert sie pointiert die inner-sevillanische Entwicklung. Dass die hier vorgenommene Netzwerkanalyse ein hohes Erklärungspotential für das Phänomen eines frühen ‚Globalisierungsprozesses‘ hat (auch wenn man diesen Begriff sicherlich nicht inflationär gebrauchen sollte), belegt der Vf. in nicht zu verkennender Deutlichkeit. Damit trägt er

erheblich zur Abrundung unseres Bildes von der durchaus als ‚global‘ zu bezeichnenden Handelswelt Sevillas im Goldenen Zeitalter bei.

MARKUS A. DENZEL

Leipzig

VSWG 105, 2018/2, 300–301

Robert Fitzgerald

**The Rise of the Global Company. Multinationals and the Making of the Modern World**

(New Approaches to Economic and Social History). Cambridge U.P., Cambridge 2015, XII u. 622 S. (39 Tab.), 19.99 £.

Robert Fitzgerald's aim is to analyze the major role of multinational enterprises in events of international or global history, which he does by using a transnational perspective as he traces the development of various types of firms into global companies.

The book is divided into four periods, as Fitzgerald traces the evolution of the global company back to the nineteenth century. He divides his narrative into four chapters focused on distinct periods: 1870–1914, 1914–1948, 1948–1980, and 1980–2012. Throughout his analysis of these periods, the author relies on a vast amount of sources to show both the development of firms into global companies as well as the differences between companies active in specific sectors. Fitzgerald discusses the development of companies in various sectors, such as the oil industry, utilities, finance, automobiles, retail, and more.

On a number of occasions, the author questions certain assumptions that still persist in research, such as the perception that globalization is a new development originating in the late twentieth century. Fitzgerald points to the first wave of globalization in the late nineteenth century, as evidence to the contrary. Moreover, the author convincingly argues that the interwar period was not entirely a period of deglobalization. Using foreign direct investment (FDI) as an indicator, Fitzgerald points to a vast amount of empirical evidence which shows that in the 1920s many companies decided to increase FDI in order to counter falling export revenue, as a consequence of rising import tariffs. Indeed, Fitzgerald argues that tariffs and trade barriers did not hold back FDI, but stimulated multinationalization. Large-scale sequestrations of companies' assets started only in the 1930s.

In terms of the argument that multinationals have played a central part in international history, the author provides a number of examples in his analysis. For instance, Fitzgerald credits multinationals with the development of worldwide electrification, an example being multinationals' involvement through investing in utility companies in Latin America. Another interesting example is provided with the Soviet need to import grain in 1964, while it had previously been a net exporter of this particular foodstuff. The company involved in the deal was Continental Grain, which had its headquarters in the United States and had been an exporter of Russian grain after the First World War.

The author also discusses the often complex relationships between multinationals and host governments, ranging from the Japanese policy to encourage joint ventures with foreign multinationals, in order to build up indigenous industry in the interwar period, to the wave of nationalizations of multinationals' assets in the immediate post-1945 decades. In the latter case, however, Fitzgerald argues that these nationalizations concerned natural resources, infrastructure, and utilities, mostly, the majority of which were ultimately settled by agreement. Since the 1990s FDI in electricity, gas, and water utility companies has been rising.

Lastly, Fitzgerald stresses the major role of multinationals in the present by referring to the fact that FDI has continued to outstrip trade growth since the 1980s. In addition, the author argues that in many cases multinationals have become even more international, pointing towards the increase of joint ventures and strategic alliances, as well as market-entry strategies through mergers and acquisitions, which have become more popular expansive strategies since the 1980s. Furthermore, Fitzgerald argues that worldwide production divisions tend to replace the traditional model of a dominant parent company with an international division in the home economy tasked with overseeing overseas subsidiaries.

In sum, Fitzgerald's contribution is valuable, because it traces the historical evolution of several different kinds of firms into global companies and places multinationals at the center of international history, which is both insightful, as well as a joy to read.

JONATHAN SHAVIT  
Rotterdam

VSWG 105, 2018/2, 301–302

Étienne François / Wilfried Loth (Hg.)

**Gewerkschaften, Arbeitswelt und Arbeiterkultur in Frankreich und Deutschland von 1890 bis 1990 / Syndicats et comportement ouvrier en France et en Allemagne de 1890 à 1990**

(Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees 13). Steiner, Stuttgart 2017, 176 S., 42,00 €.

Der Tagungsband dokumentiert die erweiterten und überarbeiteten Befunde eines Kolloquiums, das im Oktober 2012 in Berlin zur deutsch-französischen Gewerkschaftsgeschichte stattfand. Fast alle Beiträge wurden von Wissenschaftlern verfasst, die an Universitäten im Elsass, in Lothringen bzw. im Saarland tätig sind und in ihren grenzüberschreitenden Beobachtungen den Blick sehr viel gründlicher auf Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede der gewerkschaftlichen Entwicklung in Frankreich und Deutschland richten, als dies bislang in der vergleichenden Gewerkschaftsforschung der Fall war. Sie thematisieren programmatische Aspekte der gewerkschaftlichen Selbstorganisation, die sich in den beiden Ländern seit Ende des 19. Jh.s parallel entwickelten und bis heute bestehen, und beleuchten Strategien der deutschen und französischen Gewerkschaften bei der Gestaltung der Arbeitsbeziehungen.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Im ersten Teil werden Unterschiede und Ähnlichkeiten an ausgewählten Beispielen diskutiert: Die gewerkschaftliche Organisation von Frauen entwickelte sich diesseits und jenseits der deutsch-französischen Grenze in der „Saar-Lor-Lux-Region“ von Anfang an zögerlich, wobei mentale Zurückhaltung der Arbeiterinnen und Vorbehalte ihrer männlichen Kollegen gegen die Frauenarbeit sich wechselseitig verstärkten. Im Saarland, in Lothringen und Luxemburg blieb der gewerkschaftliche Organisationsgrad vor dem Ersten Weltkrieg auch deshalb schwach, weil die ländliche und religiöse Verwurzelung der Arbeiter in der Eisen- und Stahlindustrie, die berufliche Heterogenität der Belegschaften sowie ihre politische und unternehmerische Kontrolle den organisatorischen Durchbruch der Gewerkschaften in diesen Grenzregionen erschwerte. In der Zwischenkriegszeit behinderte in Deutschland die politische Feindschaft zwischen den Kommunisten und den Sozialdemokraten den Kampf der Arbeiterbewegung gegen den Rechtsradikalismus. Es entstand keine Einheitsfront und es kam zur „kampflosen Kapitulation“ der Gewerkschaften vor der NS-Diktatur. Der Schock der nationalsozialistischen Machtergreifung bahnte in Frankreich 1934 den Weg zur Bildung der Volksfront, die jedoch vier Jahre später nach einem gescheiterten Generalstreik zerbrach. Der Wiederaufbau und die Expansion der Gewerkschaften in den drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, die als „Les Trente Glorieuses“ in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte eingingen, war in beiden Ländern nicht nur von starkem Mitgliederwachstum begleitet, sondern auch von restriktiver gewerkschaftlicher Migrationspolitik, die sich am „Inländerprimat“ orientierte und algerische Migranten in Frankreich und türkische Migranten in Deutschland vor allem als „Gastarbeiter“ wahrnahm.

Ein zweiter Schwerpunkt rückt gegenseitige Wahrnehmungen und Wechselwirkungen in das Blickfeld. Beleuchtet werden die letztlich vergeblichen Bemühungen der 1919 gegründeten Internationalen Arbeits-Organisation, die grenzüberschreitende gewerkschaftliche Erfahrungen aufgreifen und organisatorisch bündeln wollte. Doch in der Zwischenkriegszeit wurde der transnationale Dialog der Gewerkschaften von tiefen ideologischen Gräben stärker geprägt als von der Alltagsrealität der Lohnarbeiter. Und die viel beschworene internationale Solidarität blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg programmatisches Wunschdenken der Gewerkschaften, weil bestehende institutionelle, politische und kulturelle Prägungen zwischenstaatlich nicht überwunden werden konnten. Eine Angleichung der nationalen Gewerkschaftstraditionen und -praktiken fand nicht statt. Diese Unterschiede spiegeln sich in der einheitsgewerkschaftlichen Konzentration der deutschen Gewerkschaften und der richtungsgewerkschaftlichen Fragmentierung der französischen bis heute anschaulich wider.

KLAUS SCHÖNHOFEN

Paris



VSWG 105, 2018/2, 303–304

Beat Fumasoli

**Wirtschaftserfolg zwischen Zufall und Innovativität. Oberdeutsche Städte und ihre Exportwirtschaft im Vergleich (1350–1550)**

(Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beiheft 241).

Steiner, Stuttgart 2017, 580 S. (15 Abb., 6 Tab.), 82,00 €.

Was garantiert einer Region wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit? Wie ließe sich die Erfolgsgeschichte von Silicon Valley nachbauen? Kann man Innovationen vorhersehen? Viele Expertinnen und Experten beschäftigen sich mit diesen Kernfragen vorausschauender Wirtschaftspolitik. Beat Fumasoli, in der Berner Forschungsgruppe zur Geschichte von Innovationen ausgebildet und in der eidgenössischen Politikverwaltung tätig, dreht solche Zukunftsfragen um und studiert Wirtschaftserfolge im ausgehenden Mittelalter. Sein sehr gutes Buch ist ebenso stimulierend wie ernüchternd, weil die beständige Macht des historischen Zufalls als Menetekel über aktuellen Innovativitätsplanungen schwebt. Historiker und Zukunftsforscher sollten die Lektüre mit den prägnanten, souveränen Schlussfolgerungen beginnen. Hier liest man die Resultate einer gewaltigen Arbeitsleistung, die ausufernde Spezialforschung bündelt, gängige Narrative dekonstruiert und manche wirtschaftsliberale Skepsis gegenüber administrativen Machbarkeiten bestätigt. Die einfach erscheinende Frage, wie erfolgreiche Exportwirtschaft in oberdeutschen Städten vom 14. bis zum 16. Jh. gelang, führt zu sehr komplexen Antworten. Wer rasches copy/paste aus der Geschichte wünscht, wird hier kaum fündig. Wer sich aber auf historische Alteritäten, mehrdimensionale Deutungen oder Spielräume für Modellversuche einlässt, kann sich von diesem Buch begeistern lassen.

Beat Fumasoli geht es um eine neue Erklärung von exportwirtschaftlichem Erfolg. Dafür wählt er unter 656 oberdeutschen Städten, von denen 52 ein nennenswertes Exportgewerbe entwickelten, zehn ‚Auswahlstädte‘ unterschiedlicher Qualität aus: Augsburg, Freiburg/Uechtland, Nördlingen, Nürnberg, Passau, Ravensburg, Schwäbisch Gmünd, Speyer, St. Gallen, Wangen. Ihnen stehen die beiden weniger erfolgreichen ‚Vergleichsstädte‘ Basel und Regensburg zur Seite. Ausdrücklich wurde keine originäre Quellenforschung in den Archiven angestrengt. An die Stelle der Ermittlung neuen Materials tritt die vergleichende Analyse gedruckter Quellen und der reichen stadtgeschichtlichen Forschung. Dabei wird „der Versuch unternommen, sämtliche oberdeutschen Städte mit Exportgewerbe zu erfassen und sie nach einem einheitlichen Schema in ihrer exportwirtschaftlichen Bedeutung zu bewerten“ (S. 48 f.). Dem folgen kurze Portraits der ausgewählten Beispielstädte und ein systematischer Vergleich des Wirtschaftserfolgs nach diesem Frageraster: Ausbleiben negativer Extremereignisse, Standortbedingungen, Handels- und Finanzplatzstruktur, Absatzstrategien und Organisation der Produktion, Fortschrittlichkeit bei Technologie und Sortiment, städtische Wirtschaftspolitik.

Die Zusammenfassung verzichtet auf monokausale, eingängige oder traditionelle Erklärungen für Erfolg und Misserfolg. Nürnbergs Vorrang ergibt sich nämlich weder aus seiner geographischen Lage noch aus einer offenen Ordnungsstruktur, die alle wichtigen Akteure in die politische Entscheidungsfindung eingebunden hätte. Nicht die klare Kante der Politik stimulierte Erfolg; überhaupt lässt sich eine systematisch-konzeptionelle Wirtschaftspolitik nicht erkennen. Wichtiger waren Kompromisse, Vermittlungen und pragmatische Lösungen (S. 485 f.) bzw. die von privaten

Wirtschaftsakteuren gesteuerten flexiblen Kooperationen von Exportgewerbe und -handel. In Regensburg und Basel fehlte es den Kaufleuten dagegen an Anreizen zu solchen Verzahnungen. Weniger unternehmerisch gesinnte Kaufleute, sondern eher Handwerker waren treibende Kräfte für den Wirtschaftserfolg (S. 503).

Oberdeutschlands Rolle bei Produkt- und Prozessinnovationen bleibt ernüchternd. Nur der Buchdruck schuf hier eine Vorsprungslandschaft. Allerdings erwies sich Oberdeutschland „bei der Übernahme und Adaptation von Innovationen aktiver und erfolgreicher als manch andere europäische Region“ (S. 504). Nach einer modellartigen Gewichtung von Faktorenbündeln lässt sich „die Frage, inwieweit Wirtschaftserfolg gesteuert bzw. gezielt herbeigeführt werden konnte und inwieweit dies zumindest versucht wurde“ (S. 513), nicht mit einfachen Antworten klären. Das moderne Interesse an historischen Beispielen profitiert vielmehr von der Vorsicht des Vf.s, der eher auf diverse kleinere „Neuerungen und Weiterentwicklungen etlicher Beteiligter“ vertraut. Am Ende kommt er etwas überraschend zum Fazit, „dass der exportgewerbliche Wirtschaftserfolg im spätmittelalterlichen Oberdeutschland doch deutlich stärker auf rational zielgerichtetem Vorgehen der Wirtschaftsakteure – einschließlich der innovativen Steuerung – als dem Zufall beruhte“ (S. 516).

BERND SCHNEIDMÜLLER  
Heidelberg

VSWG 105, 2018/2, 304–305

Mária Hidvégi

**Anschluss an den Weltmarkt. Ungarns elektrotechnische Leitunternehmen  
1867–1949**

(Transnationale Geschichte 10). V&R unipress, Göttingen 2016, 414 S.  
(4 Karten, 3 Diagramme, 20 Tab.), 75,00 €.

Die Studie widmet sich der längsschnittartigen Untersuchung der Strategien von Leitunternehmen einer neuen technologiebasierten Branche in Ungarn als einem Land der europäischen Wirtschafts(semi)peripherie im internationalen Kontext. Dabei waren natürlich die vielfältigen Epochenbrüche zwischen Habsburgermonarchie, Horthy-Regime, deutscher Okkupation und die Frühphase der Integration in die Zentralverwaltungswirtschaft stalinistischer Prägung nachzuzeichnen.

Schon dieses Arbeitsprogramm verdiente angesichts des wenig fortgeschrittenen Forschungsstands und der Verarbeitung bislang weitgehend unbekannter ungarischer Quellen einige Beachtung. Wirklich lesenswert ist die Studie aber durch zwei Besonderheiten: Erstens gelang dem peripheren Maschinenbau-Unternehmen Ganz & Co. das Husarenstück, durch gezielte Innovationsorientierung das Duopol Siemens und AEG technologisch im späten 19. Jh. etwa ein Jahrzehnt lang teilweise abzuhängen. Insofern handelt es sich um eine Musterstudie zu der Frage, mit welchen Mitteln und wie weit ein im internationalen Maßstab mittelgroßes innovationsfreudiges und technikbasiertes Außenseiterunternehmen in den inneren Zirkel der global tätigen Universalunterneh-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries  
of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming  
as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

men vordringen konnte. Zweitens bietet die Studie Anhaltspunkte, wie eine dringend benötigte technikhistorisch aufgeladene Wirtschaftsgeschichte aussehen könnte.

Bei Ganz & Co. entwickelten drei Vertreter einer neuen inländischen Ingenieursgeneration ein zukunftsweisendes Wechselstromsystem für Großraumversorgung, während der Rest der Welt noch auf die alte Gleichstromtechnik der Stadtzentralen setzte. Wie tief der Schock saß, kann man daran ermesen, dass das deutsche Duopol zahlreiche Patentprozesse, Gutachten, Abkommen, Vergleiche und Beteiligungsmodelle benötigte, um die neue Avantgarde einzufangen und einzubinden.

Zudem bot sich Ungarn durch ein zweites innovatives, Konsumgüter produzierendes Spezialunternehmen die Chance, das gesamte Produktionsspektrum der damaligen Elektroindustrie abzudecken. Mit österreichischem Kapital und Know-how ausgestattet, gelang der Aufbau des Budapester Glühlampen- und Radoröhrenherstellers Tungsram, der sich in den frühen internationalen Kartellvereinbarungen immerhin etwa auf Augenhöhe mit dem niederländischen Philips-Konzerns bewegte. Das deutsche Duopol samt Osram und Telefunken konnte durch strategische Beteiligungen ein zu enges Zusammengehen von Ganz & Co. mit Tungsram gerade noch verhindern, musste letzterem aber im 1924 gegründeten ersten Weltkartell Phoebus eine nicht unbeträchtliche Quote zugestehen. In der Zwischenkriegszeit gerieten sowohl der Investitions- als auch der Konsumgüterhersteller immer stärker in den Sog der deutschen Marktmacht. Schließlich segelten die teilweise mit jüdischem Führungspersonal ausgestatteten Unternehmen halb mit politischem Rückenwind, halb mit Sorge in dessen Autarkie- und Rüstungspolitik mit, bis mit der Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen 1944 die letzten Strategiespielräume dahin waren. Nach 1945 starben die Hoffnungen auf Rückgewinnung des alten Status erst mit der Erkenntnis, nicht ins ERP-Programm aufgenommen zu werden.

Zwar könnte der Blick noch stärker auf Besonderheiten der Managementkultur (im Sinne von Kleinschmidts „Produktivem Blick“) sowie auf die Rolle der technischen Wissensgenerierung (Produkt- und Verfahrensinnovationen) gerichtet werden. Doch insgesamt gelingt der Autorin das Zusammenspiel der beiden historischen Disziplinen, und sie trägt vielleicht auch dazu bei, die derzeit dominante Kulturgeschichte der Technik aus ihrem derzeitigen Zustand relativer Ökonomieferne herauszuholen.

GÜNTHER LUXBACHER

Berlin



VSWG 105, 2018/2, 306–307

Dierk Hoffmann / Andreas Malycha (Hg., unter Mitarbeit von Matthias Uhl, Oxana Kosenko und Rainer Karlsch)

**Erdöl, Mais und Devisen. Die ostdeutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen 1951–1967. Eine Dokumentation**

(Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 113). De Gruyter-Oldenbourg Berlin/Boston 2016, 250 S., 24,95 €.

„Erdöl, Mais und Devisen“ mag ein ungewöhnlicher Titel für eine Dokumentation über die ostdeutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen von 1951 bis 1967 sein. Aber er ist treffend und könnte gut und gerne durch die Begriffe „Dampfloks“, „Flugzeuge“ und „Kartoffeln“ ergänzt werden. Was profan anmuten mag, war das tägliche Geschäft in den Verhandlungen zwischen Sowjets und ihren deutschen Freunden – jenseits der Rhetorik der offiziellen Kommunikés. Im Rahmen eines größeren Projekts zur Geschichte des Bundeswirtschaftsministeriums und von dessen Vorläufern (wozu selbstverständlich auch DDR-Institutionen wie die staatliche Plankommission gehören) wurden „erstmal systematisch die Akten der sowjetischen Plankommission“ und „einzelne Bestände des Russischen Staatsarchivs für Zeitgeschichte“ (S. 3) ausgewertet und ins Deutsche übersetzt. Diese Arbeiten führten Matthias Uhl und Oxana Kosenko durch.

Die kurze und trotzdem profunde Einleitung zu diesen Dokumenten aus der Feder Hoffmanns ordnet diese ein und gibt einen Aufriss der wirtschaftlichen Entwicklung in der DDR und deren Orientierung an dem Bedarf der UdSSR und der anderen Ostblockstaaten. Immerhin deckt der behandelte Zeitraum unterschiedliche Phasen dieser Entwicklung ab, beginnend mit den letzten Jahren der Reparationszeit, über die Zeit bis zum Bau der Berliner Mauer, die kurzen Jahre der „Störfreimachung“ bis in die Reformperiode der 1960er Jahre. Während auf Seiten der DDR über die gesamte Zeit hinweg Walter Ulbricht als die führende Kraft des Landes auftrat, hatte er auf sowjetischer Seite im wesentlichen mit drei Staats- und Parteichefs zu tun, die höchst unterschiedliche Politiken im In- und Ausland entwickelten: Stalin, Chruschtschow und Breschnew. Der Band enthält vor allem Protokolle von Unterredungen mit Chruschtschow.

Hoffmanns Text ist eine Einladung, in die Lektüre der hier versammelten Dokumente einzutauchen. Diese wurden akribisch mit Erläuterungen zu den handelnden Personen, technischen Entwicklungen und allgemeinen Rahmenbedingungen versehen. Die Mischung aus Notizen, Berichten und Einschätzungen der sowjetischen Planbehörden mit Protokollen der Gespräche zwischen den Parteiführungen der Sowjetunion und der DDR, jeweils aus ihrer Dokumentation in sowjetischer Perspektive, gibt einen Einblick, wie die sowjetische Führung die Entwicklungen im westlichen Vorposten ihres europäischen Reiches mal beobachtete, mal bewertete, mal kontrollierte und mal gezielt steuerte. Das Verhältnis der beiden war demnach weder eines von Herrn und Geselle noch eines gleichrangiger Partner.

Das ist nicht nur in Bezug auf die rein wirtschaftshistorisch relevanten Passagen in den Dokumenten zu erkennen, sondern auch in den vielen, verstreuten, kleinen Details, die sich etwa in den Gesprächen zwischen Chruschtschow und Ulbricht finden. Am 9. Juni 1959 ging es dabei eben nicht nur um wirtschaftliche Hilfen der UdSSR an die DDR, sondern auch um die Ansprache westlicher Sorgen in Bezug auf den freien Zugang der Westmächte nach Berlin (West). Hier lieferte Chrust-

schow nicht nur eine Variante, wie bei den seinerzeit in Genf laufenden Außenministergesprächen westlicherseits agiert werde, sondern auch die Darlegung, in welcher Weise westliche Sorgen ernst zu nehmen seien (S. 77). Der sowjetische Parteichef war sich da sehr bewusst, dass er gemeinsam mit den Westalliierten in einer anderen „Liga“ spielte als die DDR.

In derselben Mitschrift ist unmittelbar davor eindrücklich dokumentiert, wie die mit Ulbricht mitgereisten Führungsleute der DDR-Blockparteien und des Nationalrats der Nationalen Front reine Staffage waren, die unterwürfig ihre ihnen jeweils zugeordneten Rollen spielten und für die tatsächlichen Verhandlungen keine Bedeutung hatten (S. 75 ff.).

Ein weiteres Beispiel ist der freimütige Bericht Ulbrichts bei einem Treffen mit Chruschtschow am 30. Mai 1964 über eine „Reserve an politischen Inhaftierten“ (S. 183), die genutzt werden könne, um Stickstoff aus der Bundesrepublik im Austausch für die Freilassung dieser Häftlinge zu erhalten. Das Protokoll offenbart, wie geschäftsmäßig Ulbricht mit dieser Frage umging.

Es sind solche Details, die zu einer notwendigen Kritik an der Publikation führen. Im Anhang des Buches finden sich zwar ein Dokumentenverzeichnis, eine Liste der relevanten Literatur und ein Personenregister. Bedauerlich ist allerdings, dass sich die Herausgeber nicht die Mühe gemacht haben, zusätzlich ein Sachregister anzufügen. Es würde diese Quellenedition noch wertvoller und besser erschließbar machen, als sie schon jetzt ist.

MATTHIAS JUDT

Leipzig

VSWG 105, 2018/2, 307–308

Marlene Kessler / Kristin Lee / Daniel Menning (Hg.)

**The European Canton Trade 1723. Competition and Cooperation**

De Gruyter, Berlin/Boston 2016, 433 S. (17 Abb., zahlr. Tab.), 49,95 €.

Der chinesische Handelsplatz Kanton nahm in der internationalen Handelsgeschichte des 18. und frühen 19. Jh.s nicht nur eine gewichtige, sondern sogar eine außergewöhnliche Stellung ein: Die Stadt am Perlfluss war seit dem beginnenden 18. Jh. nach Handelsumsatz das mit Abstand bedeutendste offizielle, seit den ausgehenden 1750er Jahren – auf Anweisung des Qianlong-Kaisers (1736–1795) – das einzige Austauschzentrum über See zwischen europäischen Kaufleuten verschiedener Nationalitäten und dem Chinesischen Reich. Die für den *Canton Trade* verfügbaren Quellen sind somit *per se* die zentralen Quellen für den chinesisch-europäischen Seehandel vor den Opiumkriegen. Spätestens seit den richtungsweisenden Arbeiten von Hosea Balou Morse (1926 ff.) und Louis Dermigny (1964) sind wesentliche Grundzüge dieses auch in seiner Transportlogistik sehr speziellen Interkontinentalhandels – von der den Handel kontrollierenden Kaufmannsgilde der *Co-hong* (seit 1754) bis hin zu den quasi-normierten Teekisten – zum Allgemeingut der handelsgeschichtlichen Forschung geworden. Doch erhellen seither auch weitere Detailstudien das Bild des ökonomischen Kontakts zwischen China und Europa und bereichern es um immer neue Facetten. Hierzu kann nun auch die verdienstvolle Quellenedition von Kessler,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Lee und Menning gerechnet werden, die von einer studentischen Projektarbeit an der Universität Tübingen ihren Ausgang nahm.

Der Band umfasst vier umfangreichere Quellenkonvolute, die in den Jahren 1722 bis 1724 im Umfeld des europäischen Handels in Kanton verfasst wurden, darunter drei von Angehörigen der East India Company. Der erste Abschnitt fasst sechs Dokumente mit Handelsinstruktionen zusammen, die die EIC-Direktoren ihren Repräsentanten auf vier von London nach Kanton segelnden Schiffen mitgaben. Es folgt das „Ship Hartford's Sea Journal“, sowohl für die Fahrt von England nach China als auch zurück, das dessen Reise vom 1. Oktober 1722 bis zum 17. Januar 1724 in allen Details nachvollziehen lässt. Das „Diary & Consultation Book of the Council for China for the year 1723“ wurde vom Chief-Supercargo William Fazakerley zusammengestellt und ist durch seine Inhaltsfülle – z. B. durch die enthaltenen Waren- und Preislisten – weit mehr als ein simples Reisetagebuch. Die vierte Quelle ist der in neun Briefen aufgeteilte französischsprachige Bericht über die Reisen der flämischen Schiffe *Marquis de Prié* und *St. Joseph* von Ostende nach Kanton im Jahr 1723.

In ihrer Gesamtheit geben die Berichte einen sehr guten, detailreichen und „farbigen“ Einblick in die Strukturen, Logistik, Chancen und auch Fährnisse des frühen Kanton-Handels, auch wenn sich der Band in einer durchaus vorzüglichen und annotationsreichen Quellenedition erschöpft. Der Einleitungsteil ist mit gerade einmal 14 Seiten sehr knapp gehalten, und auch die Einordnung der Quellentexte in einen breiteren handelshistorischen Zusammenhang ist letztlich zu komprimiert geraten. Bei der Qualität der edierten Quellenstücke hätte eine ausführliche Interpretation nahegelegen, die der Band bedauerlicherweise nicht leistet. Und überhaupt: Warum im digitalen Zeitalter eine derartige Edition noch gedruckt vorgelegt werden muss, statt elektronisch zur Verfügung gestellt zu werden, erschließt sich dem Rezensenten nicht. Der Qualität der Edition hätte eine elektronische Veröffentlichung sicherlich keinen Abbruch getan.

MARKUS A. DENZEL

Leipzig



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

VSWG 105, 2018/2, 309–312

Rolf Kießling / Frank Konersmann / Werner Troßbach

**Grundzüge der Agrargeschichte. Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg (1350–1650)**

Hg. von Werner Troßbach. Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 329 S. (49 Abb., 21 Tab.), 31,00 €.

Reiner Prass

**Grundzüge der Agrargeschichte. Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Beginn der Moderne (1650–1880)**

Hg. von Stefan Brakensiek. Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 245 S. (51 Abb., 9 Tab.), 31,00 €.

Gunter Mahlerwein

**Grundzüge der Agrargeschichte. Bd. 3: Die Moderne (1880–2010)**

Hg. von Clemens Zimmermann. Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 227 S. (18 Abb., 10 Tab.), 31,00 €.

Der (deutschen) Gesellschaft für Agrargeschichte ist es zu verdanken, dass ein halbes Jahrhundert nach Erscheinen der von Günther Franz ab 1962 herausgegebenen, sechsbändigen „Deutschen Agrargeschichte“ – der von Friedrich-Wilhelm Henning betreute Neuentwurf ab 1993 blieb unvollständig – nun ein neues, dreibändiges Handbuch vorliegt, das den gegenwärtigen Stand der agrargeschichtlichen Forschung im und über den deutschsprachigen Raum mit einem – nicht deklarierten – Fokus auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland zusammenfassend präsentiert. Der große zeitliche Abstand sowie die seit den 1980er-Jahren anschwellende Kritik an der Franz'schen Handbuchreihe laden geradewegs dazu ein, sich ein Bild von der deutschen Agrargeschichtsschreibung im letzten halben Jahrhundert zu machen, obschon es die Autoren vermeiden, sich explizit mit den Perspektiven ihrer Vorgänger auseinanderzusetzen. Eine Geschichte der (deutschen) Agrargeschichte wird hier nicht geboten, ebenso fehlen – sieht man von den knappen Vorworten der Reihenherausgeber (Stefan Brakensiek, Rolf Kießling, Werner Troßbach, Clemens Zimmermann) und Ansätzen in den Bandeinleitungen ab – eingehende Reflexionen darüber, in welchen theoretischen und methodischen Rahmungen heute eine agrargeschichtliche Synthese möglich ist. Obwohl man von einem Handbuch keine Neukonzeptualisierung des bilanzierten Forschungsfeldes erwarten wird, stellt sich doch die Frage, ob es ganz ohne eine solche Rahmung – und deren Reflexion – auszukommen vermag.

Wenn wir annehmen, dass der Titel zugleich Programm ist, so fällt auf, dass hier weiterhin von „Agrargeschichte“ die Rede ist, und nicht etwa von einer „Geschichte des ländlichen Raumes“, *rural history* oder *histoire rurale*, wie dies außerhalb der Bundesrepublik inzwischen überwiegend der Fall ist. Das könnte zum einen bedeuten, dass es sich um eine Geschichte der Landwirtschaft, also vor allem auch um eine Wirtschaftsgeschichte, handelt und weniger um eine Sozial- und Kulturgeschichte der Akteure des ländlichen Raums; zum anderen könnte der Titel auch eine gewisse Kontinuität mit dem Vorgängerwerk signalisieren. Ersteres ist durchaus legitim, wenn man beach-

tet, dass ein ausdifferenzierter Agrarsektor erst im Lauf des 19. Jh.s entstand und man es davor mit einer sektoralen Gemengelage zu tun hat. Zweiteres wäre in mancherlei Hinsicht problematisch. Es fällt jedoch sofort auf, dass von den maßgeblichen Autoren der Vorgängerreihe lediglich Wilhelm Abel (vor allem in Bd. 1) nach wie vor als zentrale Referenz aufscheint und seinem Ansatz, Landwirtschaftsgeschichte zu schreiben, wenn schon nicht mehr gefolgt (wie das noch bei den Synthesen von Walter Achilles 1993 für das 18. und 19. Jh. und Friedrich-Wilhelm Henning 1994 für das Mittelalter der Fall war), so doch noch Aufmerksamkeit geschenkt wird. Jedoch handelt es sich hier nicht um eine Wirtschaftsgeschichte im engeren Sinn, der es um Faktorenproportionen, Produktivitätswachstum, Agrikulturtechniken und Wertschöpfung im Rahmen der von Abel postulierten arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft mit den für sie charakteristischen Preis- und Lohnkonjunkturen geht; vielmehr geht es, mit unterschiedlichen Akzentuierungen, um eine Geschichte des (land-)wirtschaftlichen Lebens. Friedrich Lütges Regionalmonographien und seine Synthese zur Geschichte der deutschen „Agrarverfassung“ – diesen Begriff wird auch die neue Synthese nicht los – werden hingegen kaum mehr referenziert, obwohl diese Themen nach wie vor präsent sind. Am auffälligsten ist die Abwesenheit von Günther Franz. Seine Geschichte des deutschen Bauernstandes scheint nur mehr im Literaturverzeichnis auf; an keiner Stelle wird im Text auf seine Werke Bezug genommen, auch nicht in der knappen Darstellung des Bauernkriegs von 1525. Was von ihm bleibt, sind die Quelleneditionen. Offensichtlich hat sich die deutsche Agrargeschichtsschreibung endgültig von der Vorstellung eines „Bauernstandes“ als traditionsverhafteter, gegen alle Veränderungen bis ins 19. Jh. resistenten, wenn auch nach 1525 angeblich entmachteten Zentralfigur der ländlichen Gesellschaft verabschiedet. Die Fixierung auf bestimmte Archetypen der „Agrarverfassung“ (Rentengrundherrschaft – Gutsherrschaft) und die Gruppe der hofbesitzenden „Vollbauern“ wurde von einer Sozialgeschichte der ländlichen Gesellschaft abgelöst, die vor allem die sozioökonomische Differenzierung der am Land und nur zum Teil von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerungsgruppen betont und ihre Geschichte vermehrt aus der Akteursperspektive, unter Betonung der Denk- und Handlungsspielräume, schreiben will.

Die Gliederungen der Bände, deren chronologische Abgrenzung nicht immer einleuchtet (so etwa 1880 als Beginn einer „Moderne“ mit „keinerlei normative[r] Bedeutung“) und auch nicht weiter begründet wird (so etwa der Dreißigjährige Krieg als Epochenschwelle), sind so unterschiedlich, dass wir an dieser Stelle zur Besprechung der Einzelbände übergehen.

Der erste Band, im Unterschied zu den beiden anderen von einem Autorenteam verfasst und durch einen Beitrag von Dorothee Rippmann zu den Geschlechterverhältnissen ergänzt, behandelt – als Echo der vordergründig malthusianischen, aus der Veränderung der Bevölkerungsdichte und der Preis- und Lohnserien abgeleiteten Periodisierung – den großen Zyklus zwischen dem Einbruch des Schwarzen Todes und dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Er ist nach Aspekten gegliedert und handelt seinen Gegenstand unter den Überschriften Bevölkerung (der auch Themen wie Bauernkrieg und Hexenverfolgung einverleibt werden), Landwirtschaft (der agrikulturtechnische Aspekt), wirtschaftliche Entwicklungstrends (Spezialisierung und Regionalisierung; Marktintegration und ländliches Gewerbe), Agrarverfassung (unter weiterhin starker Betonung des Kontrasts Rentengrundherrschaft – Gutsherrschaft) sowie sozialer und kultureller Wandel (reduziert auf religiösen Wandel und Geschlechterverhältnisse) ab. Was den Zeitrahmen betrifft, so fragt man sich, warum der Betrachtungszeitraum um 1350 einsetzt. Wenn auch niemand die Auswirkungen der dramatischen Bevölkerungsverluste ab der Mitte des 14. Jh.s bestreiten wird, so gibt

es doch institutionelle Muster, die weit in Hoch- und Frühmittelalter zurückreichen und für das Verständnis der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Entwicklung von Bedeutung sind. Ist diese merkwürdige Abwesenheit der früh- und hochmittelalterlichen Grundlegungen, zugleich ein deutlicher Kontrast zur Franz'schen Agrargeschichte, der Tatsache geschuldet, dass die deutsche Mediävistik (mit wenigen Ausnahmen) seit geraumer Zeit aus den Augen verloren hat, dass die mittelalterliche Gesellschaft zu mindestens neun Zehnteln aus Menschen bestand, die am Land und vom Land lebten? Und obwohl der Dreißigjährige Krieg als deutsche Epochenschwelle – unter Abkehr von der einst viel breiter diskutierten „Krise des 17. Jh.s“ – gehandelt wird, erfährt man hier (und auch im Folgeband) fast nichts über seine Folgen für die Agrarwirtschaft und -gesellschaft. Positiv fallen die Werner Troßbach zu verdankenden profunden Erörterungen zur Agrikultur in all ihren Facetten unter gebührender Berücksichtigung der einst als Sonderkulturen nur nebenbei behandelten Bereiche des Wein-, Hopfen-, Garten-, Textilfaser- und Farbstoffanbaus auf. Daraus ergibt sich eine Perspektive, die in Verbindung mit der regionalen Verdichtung der gewerblichen Produktion und der Herausbildung von Wirtschaftslandschaften das monolithische Bild einer umfassenden spätmittelalterlichen Agrarkrise aufbricht. Ebenso besticht die differenzierte Darstellung des Kontrastpaares Rentengrundherrschaft – Gutsherrschaft, die den aktuellen Forschungsstand konzise erfasst, ohne in den Revisionismus bezüglich der sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Vergutsherrschaft einzustimmen. Verwunderung erregen gewisse Leerstellen, wie die überaus knappe Behandlung des Bauernkriegs auf kaum drei Seiten und ein völliges Übergehen der zahlreichen Konflikte zwischen (Landes-)Herrschaft und Untertanen in den folgenden Jahrhunderten, zumal dieses Thema in den letzten Jahrzehnten intensiv beforscht wurde. Wenig überzeugend erscheint der Versuch, das „malthusianische Entwicklungsmodell“ der Interaktion von Bevölkerungsentwicklung und Agrarproduktion (ein primitiver Malthusianismus à la Abel, Postan und Le Roy Ladurie, in dem die Bevölkerungsdichte nicht als abhängige Variable, sondern als letztendliche Ursache makroökonomischer Veränderungen aufgefasst wird) mit dem Verweis auf den Klimawandel zu entthronen (S. 20–28, 259). Will man wirklich nun der Natur anlasten, was Sache der Gesellschaft war? Wie geht das mit der Feststellung zusammen, dass die „Lebensmittelkrisen des späten 16. Jh.s [...] weniger Ausdruck einer strukturellen Überbevölkerungskrise als eines strukturellen (sozial und geographisch dimensionierten) Verteilungsproblems [waren], das freilich vor dem Hintergrund klimabedingter Missernten gehäuft zutage trat“? (S. 19 f.)

Der zweite Band, von Reiner Prass im Alleingang (abgesehen von einer kurzen Erörterung von Vererbungspraktiken durch Jürgen Schlumbohm) verfasst und der als „Zeitalter der Transformation“ (S. 7) charakterisierten Periode 1650 bis 1880 gewidmet, ist hingegen in drei Phasen (1650–1750, 1750–1820 und 1820–1880) gegliedert, innerhalb derer jeweils zunächst der wirtschaftliche, soziale und politische Charakter, dann regionale Entwicklungspfade (ab der zweiten Phase reduziert auf die nördliche Hälfte Deutschlands), schließlich „Kultur“ (weiterhin zentriert auf das religiöse Leben, aber auch Kommunikation, Wissenstransfers und Bereiche der materiellen Kultur behandelnd) dargestellt werden. Der in diesem Band verfolgte Zugang lässt sich wohl am besten als „historisch-anthropologisch“ charakterisieren, zumal er stark auf einer Auswertung der Ergebnisse einer stattlichen Reihe von Lokal- und Regionalstudien basiert, ohne dass daraus ein kohärentes Bild entstünde. Das verweist einerseits darauf, dass es im Unterschied zu der im ersten Band behandelten Epoche kein wirkmächtiges Interpretationsmodell für diese Periode gibt, zum anderen aber auch darauf, dass der Versuch, dieses auf der Basis von mikrohistorischen Analysen zu entwickeln,

wohl ebenso zum Scheitern verurteilt ist wie die Integration der Akteursperspektive in eine fast zweieinhalb Jahrhunderte umspannende Synthese. Es fällt auf, dass die historisch-anthropologische Perspektive mit der wirtschaftsgeschichtlichen nur schlecht zu Rande kommt und Aussagen gebiert, die in ihrer Allgemeinheit nichtssagend (S. 94: „Erst vom 17. bis zum 19. Jahrhundert gelang es den agrarischen Produzenten, die Fruchtwechsel so zu gestalten, dass die Erträge pro Fläche substantiell zunahmen.“), oder angesichts der diesbezüglichen Studien irreführend sind (S. 16: „Die Frage, wie schwer die finanziellen Belastungen der Bauern wirklich waren, ist schwer zu beantworten“) und bisweilen auf Missverständnissen beruhen (S. 76: Ein Diagramm, das die Entwicklung der Pachthöhe, gemessen in Liter Weizen, darstellt, wird unkommentiert mit „Entwicklung der Erträge pro Hektar“ betitelt.).

Wie der erste und anders als der zweite folgt der dritte Band einer aspekthaften Gliederung, die sich weitgehend an einer (neo-)klassischen Auffassung von Agrarökonomie orientiert: Aus dem Zusammenwirken der Produktionsfaktoren Boden (Kap. 3), Kapital (Kap. 4), Arbeit (Kap. 5) und Wissen (Kap. 6) resultieren Erträge (Kap. 7), die auf dem durch die Agrarpolitik (Kap. 9) regulierten Agrarmarkt (Kap. 8) Absatz finden. Jedoch fallen zwei Abschnitte aus diesem nationalökonomischen Modell heraus: globale Verflechtungen (Kap. 10) und ländliche Demographie (Kap. 11). Gunter Mahlerwein, der Alleinautor dieses Bandes, vereint eine Fülle von Forschungsergebnissen, die sich meist, aber nicht immer (z. B. Umweltgeschichte Österreichs) auf das Territorium der heutigen Bundesrepublik Deutschland beschränken. Überzeugend löst der Autor den Anspruch einer regional differenzierten Gesamtschau ein. Gestützt auf seine umfassende Kenntnis regionaler und lokaler Studien zeichnet er ein facettenreiches Bild des deutschen Agrarraums. Weniger zu überzeugen vermag hingegen die Umsetzung weiterer, in der Einleitung erhobener Ansprüche: Erstens bleiben die vielzitierten Akteure hinter dem Strukturwandel, dem dominierenden Leitmotiv, weitgehend verborgen; dies kann auch der mehrfach auftretende Hunsrücker Bauer nicht wettmachen. Zweitens wird der nationalstaatliche Behälterraum nur punktuell in inter- und transnationale Bezüge eingebettet; das Kapitel über globale Verflechtungen beschränkt sich auf eineinhalb Seiten. Drittens werden sozialökologische Aspekte benannt, ohne jedoch die Darstellung, etwa im Kapitel über die kapitalintensiven Ertragssteigerungen – denen die sinkende Energieeffizienz der High-Tech-Landwirtschaft gegenüberzustellen wäre –, zu durchdringen. Trotz der auf dem Umschlagmotiv – einem traktorgezogenen, aber per Hand geführten Pflug – anklingenden Ambivalenz der Moderne vermag sich die Darstellung von den Zugzwängen des Modernisierungsnarrativs nicht völlig zu lösen.

Handbuchartige Synthesen sind immer ein Spiegel der Forschungslandschaft. Diesen Zweck erfüllen die drei Bände, einschließlich der unvermeidlichen Verzerrungen und blinden Flecke, durchweg in befriedigender Weise. Die umfangreichen Bibliographien eröffnen Zugang zur neueren Literatur, obwohl eine eingehendere Auseinandersetzung mit der deutschsprachigen Agrargeschichtsschreibung dies bereichert hätte. Als Zugang zum komplexen Gegenstand und damit auch zu Lehrzwecken eignen sie sich gut, wenn auch die bescheidene Rezeption nicht deutschsprachiger Literatur den innereuropäischen Vergleich nicht gerade erleichtert.

ERICH LANDSTEINER / ERNST LANGTHALER

Wien/Linz

VSWG 105, 2018/2, 313–314

Marita Krauss (Hg.)

**Die bayerischen Kommerzienräte. Eine deutsche Wirtschaftselite von 1880 bis 1928**

Volk, München 2016, 848 S., 69,00 €.

Die bayerische Unternehmerschaft stand bisher nicht im Fokus der Unternehmer- und Wirtschaftsgeschichtsschreibung, die Forschung konzentrierte sich auf andere Regionen Deutschlands. Entsprechend lückenhaft war der Kenntnisstand. Die Augsburger Historikerin Marita Krauss und ihre 26 Mitautorinnen und -autoren haben nun auf einen Schlag für Abhilfe gesorgt. Ihr gewichtiges, opulent bebildertes und unterschiedliche Perspektiven vereinendes Werk enthält nicht nur Kurzbiographien aller 1.850 Kommerzienräte – darunter mit Lina Pfaff nur eine einzige Frau –, sondern auch 35 kleinere Studien zu wichtigen Aspekten dieser wirtschaftsbürgerlichen Figur. So entsteht ein vielschichtiges Bild einer bürgerlichen Elite zwischen Wirtschaft, Staat sowie politischem, sozialem und kulturellem Engagement, wie die Herausgeberin in ihrer Einführung erläutert.

Welche Voraussetzungen musste ein Kommerzienrat nach Ansicht der Titel verleihenden bayerischen Regierung erfüllen? Er sollte „seriös und gesellschaftlich arriviert“ sein, im „gereiften Alter von 50 bis 60 Jahren, beruflich und persönlich solide, erfolgreich und sehr vermögend“; er sollte ferner „zuverlässig, ordentlich, ehrlich, fleißig und zielstrebig sein“, sich für das Gemeinwohl engagieren und großzügig für soziale, kulturelle und wissenschaftliche Zwecke spenden (S. 16). Hier scheint das historisch gewachsene Leitbild des „Ehrbaren Kaufmanns“ auf. Ob indes alle Titelträger diesem Ideal entsprachen, wurde „in den gehobenen Kreisen“ nicht hinterfragt; lediglich in der Presse oder in Gesellschaftsromanen wurde gelegentlich Kritik an der Auszeichnung „unwürdiger“ Personen laut (S. 48). „Dreh- und Angelpunkt der Verleihungen“ (S. 55) blieben, so Karl-Maria Haertle in seinem Beitrag, die Spenden. Für den Kommerzienratstitel flossen durchschnittlich 20.000 Mark, für den noch mehr Ansehen versprechenden Titel des „Geheimen Kommerzienrats“ durchschnittlich 50.000 Mark. Aber obwohl die hehren unternehmerischen Tugenden bei der Auswahl der Kandidaten im Laufe der Zeit gegenüber der Hoffnung der Regierung auf Geldspenden etwas ins Hintertreffen gerieten, kommt Haertle doch zu dem Befund, dass „bis zuletzt die Mehrheit der Kommerzienräte dem erwünschten Ideal“ entsprochen habe (S. 50). Entgegen den Bestimmungen der Weimarer – und der bayerischen! – Verfassung und im Unterschied zu allen anderen deutschen Ländern ließ die Regierung in München aus finanziellen Erwägungen den Titel zwischen 1923 und 1928 übrigens wieder zu.

Die Kurzbiographien gründen auf der Auswertung einer gewaltigen Zahl staatlicher und privater Archive: an erster Stelle das Bayerische Hauptstaatsarchiv, daneben unzählige Landes-, Stadt- und Gemeindearchive, Kammer-, Firmen- und Privatarchive; ferner wurden Auskünfte bei Stadt- und Gemeindeverwaltungen eingeholt. Der enorme Aufwand, den Marita Krauss und ihr Team hier betrieben haben, verdient allergrößtes Lob – er hat sich zweifellos gelohnt. Die Biographien sind nach einem einheitlichen Muster aufgebaut und bieten u. a. genealogische und biographische Angaben, Informationen zu den wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten, zu Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, zu Spenden und Stiftungen sowie Hinweise auf einschlägige Quellen-

bestände. Und wie nicht anders zu erwarten, ist das Opus durch ein Personen-, Orts-, Firmen- und Vereins- sowie ein Sachregister vorbildlich erschlossen.

Die Themen, die im Darstellungsteil behandelt werden, reichen von den Auswahlkriterien und -verfahren für Titelaspiranten über die Rolle von Kommerzienräten in einzelnen Städten – um neben München auch andere bayerische Städte in den Blicken zu bekommen –, das Mäzenatentum, die wirtschaftsbürgerliche Selbstrepräsentation bis zum Verhältnis zur Politik. Unter letzterem Punkt werden auch das Schicksal jüdischer Kommerzienräte nach 1933 und – am Augsburger Beispiel – Spruchkammerverfahren gegen Kommerzienräte thematisiert. Der Band wird damit zur reichen Fundgrube und zur Inspiration unterschiedlicher Forschungsansätze von der Unternehmer- und Wirtschaftsgeschichtsschreibung über die Bürgertumsforschung bis zur Stadt- und Kulturgeschichte. Er erlaubt tiefe Einblicke in die Netzwerke und Wertorientierungen der bayerischen Wirtschaftselite und erklärt deren korporatistische Neigungen. Und nicht zuletzt lädt er dank seiner wunderschönen und aussagekräftigen Bebilderung zum Blättern ein.

WERNER BÜHRER

München

VSWG 105, 2018/2, 314–315

Nadine Lind

### **Städtische Nahverkehrsmittel in London und Berlin, 1830–1914**

(Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 92). Dr. Kovač, Hamburg 2016, 336 S., 99,80 €.

In dieser leicht überarbeiteten Fassung ihrer geschichtswissenschaftlichen Dissertation (HU Berlin) vergleicht die Autorin die Entstehung und den Aufbau der öffentlichen Nahverkehrssysteme in London und Berlin bis 1914. Die Arbeit ist modal organisiert und enthält je ein Kapitel zu Omnibussen (25 S.), zur Straßenbahn (60 S.) sowie zu Schnell-, Hoch- und U-Bahnen (120 S.). Jedes Kapitel enthält ein vergleichendes Zwischenresumé. Das Resumé am Ende der Arbeit, deren Struktur überzeugt, ist ebenfalls vergleichend angelegt.

Leider sind die Vergleiche selbst nicht sehr erhellend, weil die Vf.in in allen drei Nahverkehrssystemkapiteln weder in die Unternehmens- noch die Nutzungsgeschichte vertieft einsteigt. Zu diesen beiden Bereichen nutzt sie auch kaum Quellen. Besser sieht es für die Geschichte der Verkehrspolitik aus. Hier schöpft sie im Wesentlichen aus den Ministerial- und Parlamentsakten. Doch hier trüben Fehleinschätzungen aufgrund historischer Unkenntnis das Bild. Ein Beispiel: In der vergleichenden Einschätzung betont Lind die größere Einheitlichkeit der Berliner Kommunalpolitik gegenüber der stärkeren Wahrnehmung kleinräumiger Interessen durch die einzelnen Stadtbezirke in London. Sie vernachlässigt dabei die Stellung der die Stadt Berlin umgebenden Städte – die erste Straßenbahn in Berlin fuhr bis Charlottenburg –, die noch nicht Teil Groß-Berlins waren und damit in der Arbeit außen vor gelassen wurden, während London räumlich bereits

großräumiger integriert war. Doch Städte wie Charlottenburg und Schöneberg haben die Nahverkehrsentwicklung in Berlin beeinflusst.

Wünschenswert wären einleitende handfeste, vergleichende Informationen zur Entwicklung der Nahverkehrssysteme in beiden Metropolen. Doch diese fehlen. Die Arbeit enthält keine einzige Tabelle mit Zahlen (Fahrgastzahlen, Trassenkilometer, Investitionen), keinen einzigen Plan (Liniennetzwerke) und keine Abbildungen. So bleiben die Dimensionen der städtischen Nahverkehrsmittel im Dunkeln.

Auch in der Erfassung des Forschungsstandes gibt es Defizite. Die methodisch interessanten amerikanischen Arbeiten zur Nahverkehrsgeschichte werden praktisch komplett nicht zur Kenntnis genommen, die deutschen Studien zur Nahverkehrsgeschichte nur zu einem kleineren Teil. Immerhin hat es in den vergangenen Jahrzehnten viele Dissertationen zur Entstehung von Nahverkehrsunternehmen und zur kommunalen Verkehrspolitik gegeben. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Stand der Literatur findet nicht statt. So wäre es für die Arbeit wichtig gewesen, das alte, aber einschlägige Konzept des „Munizipalsozialismus“ von Wolfgang Krabbe zur Beschreibung der neuen Rolle der Kommunen als Infrastrukturunternehmer zu nutzen. Reulecke, immerhin, wird zitiert, aber nur affirmativ, ohne Diskussion. Vergleiche mit den (teilweise gleichzeitigen) Debatten zu kommunalen Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerken oder den kommunalen Schlachthöfen fehlen.

Die Studie zitiert teilweise ungenau (z. B. wird die für die Arbeit als Referenzgröße eigentlich zentrale Studie von Elfi Bendikat im Titel unvollständig zitiert), und es finden sich sinnentstellende Tippfehler. Insgesamt bei guter Struktur eine inhaltlich wenig überzeugende Arbeit.

HANS-LIUDGER DIENEL

Berlin

VSWG 105, 2018/2, 315–316

Manfred Rasch / Peter K. Weber (Hg.)

**Europäischer Adel als Unternehmer im Industriezeitalter**

(Vereinigte Adelsarchive im Rheinland e. V. – Schriften 5). Klartext, Essen 2017, 303 S., 24,95 €.

Erst seit einigen Jahren bemühen sich Adels- wie Wirtschaftsgeschichte, das Verhältnis des Adels zum industriellen Unternehmertum des 19. Jhs. näher zu untersuchen. Damit hat die liberale Meistererzählung des 19. Jhs., die Bürgertum und Arbeiterschaft in den Mittelpunkt stellt, bis heute Auswirkungen für die Historiographie. Der vorliegende Sammelband versucht eine Zwischenbilanz, die Deutschland aus der Perspektive der Initiatoren vom Rheinland aus betrachtet, den niederländisch-belgischen Raum hinzuzieht und zudem zahlreiche europäische Länder (Polen, England und Böhmen, Russland, Spanien, Italien) einbezieht. Dabei changieren die Beiträge zwischen Berichten über ausführliche Fallstudien und knappen Überblicken aus der Forschungsliteratur. Heinz Reif leitet den Band mit einem Überblick zu den prominentesten Forschungsansätzen der Adelsforschung

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

in Deutschland ein. Im Kontext der Leitfrage nach der Stellung des Adels in oder neben den Eliten des 19. Jhs betont er den Nutzen einer Betrachtung der ökonomischen Sphäre und wendet sich gegen eine Auffassung, die „Adel“ am Ende des 19. Jhs. ausschließlich in einem kulturalistischen Sinn verwendet.

Die Berichte aus den europäischen Ländern verweisen auf zahlreiche Gemeinsamkeiten. Grundbesitzende Adlige stellten die Erhaltung ihres Grundbesitzes und die Weitergabe in der Familie regelmäßig in den Mittelpunkt ihrer ökonomischen Bestrebungen. Unternehmerisches Handeln wurde nicht zum Beruf. Häufig ordneten solche großen Grundbesitzer ihre gewerblichen Betriebe der Aufsicht des Rentmeisters als Leiter der Landwirtschaft unter, mit entsprechend negativen Folgen. Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man neu Nobilitierte in die Untersuchung einbezieht. Zwar war der Anteil derjenigen Männer, die wegen ihrer ökonomischen Verdienste geadelt wurden, gegenüber Offizieren und Beamten meist gering. Diese Neuadligen blieben aber Unternehmer oder zumindest dem unternehmerischen Milieu in Gestalt von Vereinsmitgliedschaften verbunden, auch wenn es sich die Wohlhabenden nicht nehmen ließen, Grundbesitz und ein repräsentatives Wohnhaus zu erwerben.

Angesichts der Unterschiedlichkeit der Befunde und des vielfach noch unzureichenden Forschungsstandes zum Verhältnis von Adel und Unternehmertum im 19. Jh. lassen sich höchstens einige Tendenzen feststellen. In sämtlichen europäischen Adelsregionen war es vor allem der großgrundbesitzende Adel, der sich in landwirtschaftsnahen Industrien engagierte oder zunächst die Bodenschätze auf den eigenen Gütern ausbeutete. Sehr reiche Adlige diversifizierten anschließend ihr Vermögen und erwarben Aktien und Staatsanleihen. Hohes Risiko führte, wie bei Bürgerlichen, gelegentlich in den Ruin. Für nicht grundbesitzende Adlige – und das war z. B. in Preußen die Mehrheit – blieb der im Wesentlichen „bürgerliche“ Weg, eigene Fähigkeiten als Erfinder zur Grundlage eines Unternehmens zu machen. Insgesamt scheint der Beitrag des Adels zur Industrialisierung im 19. Jh. höchstens regional, aber nicht national zu beschreiben zu sein. Eine Differenzierung nach Rang und Wohlstand, aber auch nach der Rolle des Einzelnen in der Familie (nicht erbende Söhne; Heirat mit einer Erbtöchter) ist unumgänglich. Damit ist zumindest anzunehmen, dass es keine dem europäischen Adel an sich inhärente Wirtschaftsform oder einen allgemein gültigen Umfang des industriellen Engagements gab. Die Geschichte der adligen Ökonomien im 19. Jh. in Europa kann letztlich nur im Kontext anderer Lebensbereiche und Merkmale des Adels, z. B. Staats- und Monarchienähe, Heirats- und Verwandtschaftsbeziehungen, Erbregeln, lokale Herrschaft und nicht zuletzt Repräsentationserfordernisse und Prestigekonsum geschrieben werden.

MONIKA WIENFORT  
Berlin/Wuppertal



VSWG 105, 2018/2, 317

Sven Schmidt (†) (Hg.)

**Das Gewerbebuch der Augsburger Christoph-Welser-Gesellschaft (1554–1560).****Edition und Kommentar**(Documenta Augustana 22). Wißner, Augsburg 2015, 495 S. (3 Abb.), 34,80 €. 

Die mikroökonomische Analyse von Handelshäusern der vorindustriellen Zeit und hier gerade des 16. Jh.s als einer Periode besonders intensiver kommerzieller Umwälzungen in ganz Europa stellt derzeit in der mitteleuropäischen wirtschaftshistorischen Forschung einen nicht zu verkennenden Arbeitsschwerpunkt dar. Hierfür bilden insbesondere buchhalterische Unterlagen die erforderliche Quellengrundlage, so dass jede neue Edition die Möglichkeiten verbreitert, einschlägige Forschungsergebnisse zu erzielen und Unternehmen zu vergleichen, mithin die Unternehmensgeschichte des 16. Jh.s zu bereichern. In diesem Zusammenhang ist die vorliegende verdienstvolle Edition von Sven Schmidt hervorzuheben, der 2012 verstarb, doch das Manuskript des als Dissertation geplanten Buches noch sehr weitgehend abschließen konnte.

Das in der – in allen Details vorzüglichen – Edition mehr als 330 Seiten umfassende „Gewerbebuch“ ist seiner inneren Struktur nach das in der Unternehmenszentrale geführte Schuldbuch, das Geschäftsvorfälle vor allem innerhalb und zwischen den europäischen Faktoreien der Welser verzeichnet, aus dem zentralen Journal gearbeitet ist und als Grundlage des vom Prinzipal geführten Hauptbuchs diente. Es ist demnach – gerade in Ermangelung anderer derartig bedeutsamer buchhalterischer Unterlagen – die maßgebliche Quelle für eine mikroökonomische Analyse der von 1551 bis 1580 bestehenden Christoph-Welser-Gesellschaft in den 1550er Jahren. In seiner umfassenden Einführung ordnet Schmidt das „Gewerbebuch“ in die in Oberdeutschland im 16. Jh. sich mehr und mehr verbreitende Praxis der Doppelten Buchführung ein, skizziert die Geschichte der Welserschen Unternehmungen, hier insbesondere die Christoph-Welser-Gesellschaft, und gibt einen konzisen Überblick über die Handelsusancen – Währungen, Maße und Gewichte – an den im Buch genannten wichtigsten Plätzen aus Welserscher Perspektive. Er erläutert minutiös die Geschichte des Manuskripts sowie seiner Rekonstruktion, so dass auch in methodischer Hinsicht keinerlei Wünsche offenbleiben. Kern des Bandes ist freilich die Edition, die allerdings in ihrer Informationsdichte und ihrem Facettenreichtum bislang noch nicht in hinreichender Detailliertheit ausgewertet ist. Aus dem umfangreichen Anhang ist nicht nur das sehr hilfreiche Glossar, sondern vor allem auch die Rekonstruktion der Kontenstruktur des „Gewerbebuchs“ hervorzuheben.

Dem Herausgeber (und allen, die an der endgültigen Fassung des Buches beteiligt waren) ist es gelungen, den Forschenden der Handels- und Unternehmensgeschichte des 16. Jh.s eine vortreffliche, durch ein umfangreiches Register gut erschlossene Edition mit einer ebenso überzeugenden Einleitung für weitere Studien über dieses wichtige, international agierende Handelsunternehmen zur Verfügung zu stellen. Es ist sehr zu bedauern, dass es dem vielversprechenden Nachwuchswissenschaftler Sven Schmidt nicht mehr vergönnt war, eine umfassende und detaillierte Auswertung dieser aussagekräftigen Quelle vorzunehmen.

MARKUS A. DENZEL

Leipzig

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

VSWG 105, 2018/2, 318–319

Christopher Scholz

**Geldmarktsteuerung und Krisenprävention. Die staatliche Leitung der Reichsbank nach dem Bankgesetz vom 14. März 1875**

(Rechtsordnung und Wirtschaftsgeschichte 15). Mohr Siebeck, Tübingen 2016, 311 S., 69,00 €.

Kann man über die Gründungsgeschichte der Reichsbank noch viel Neues schreiben? Aus der Sicht eines Wirtschafts- und Unternehmenshistorikers ist das in Anbetracht der Quellenlage eher schwierig, aber aus der Sicht eines Rechtshistorikers nicht unbedingt. Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht deshalb auch nicht das Handeln der Bank, sondern die schon häufiger diskutierte Frage nach dem Verhältnis zwischen staatlicher Leitung und privaten Anteilseignern, wie es im (Reichs-) Bankgesetz von 1875 festgelegt wurde. So selbstverständlich wie es uns heute erscheinen mag, dass eine Zentralnotenbank keine private, sondern eine staatliche Bank möglichst mit einer gewissen Unabhängigkeit ihrer Entscheidungsträger von der jeweiligen Regierung sein sollte, so wenig selbstverständlich war das in der ersten Hälfte der 1870er Jahre, als der Einfluss von Wirtschaftsliberalen auf die Politik so groß war wie vorher nicht und für lange Zeit auch nachher nicht wieder; in den sechziger Jahren war vermutlich die Mehrheit der liberalen Ökonomen und (Wirtschafts-)Politiker sogar grundsätzlich gegen eine Zentralnotenbank und erst recht gegen eine staatliche. Wenn es in den siebziger Jahren dann zu dieser hybriden Konstruktion der Reichsbank kam, scheint der Gesetzgeber weder einer privaten, am Prinzip der Gewinnmaximierung orientierten Bankleitung noch einer rein staatlichen, behördenartigen Leitung vertraut zu haben.

Der Verfasser möchte in diesem Zusammenhang zwei Arbeitshypothesen prüfen: Erstens ging der Gesetzgeber davon aus, dass es nicht ausreiche, die Geldmengensteuerung quasi automatisch erfolgen zu lassen, wie es die Peelsche Bankakte von 1844 für England vorgesehen hatte, und wenn deshalb zweitens eine diskretionäre Steuerung erfolgen musste, dann sollte diese durch weiterentwickelte Vorstellungen notenbankpolitischer Instrumente begründet sein, die sich mit dem Primat der Gewinnmaximierung einer privaten Bank nicht unbedingt vertrugen.

Methodisch geht der Verfasser bei der Prüfung seiner Hypothesen so vor, dass er zum einen die institutionellen Vorbilder für das Bankgesetz und zum anderen die zeitgenössische wirtschaftswissenschaftliche Diskussion um eine staatliche Leitung der Zentralnotenbank eines Landes untersucht. Behandelt werden die Vorbilder England, Frankreich, Preußen und Österreich, wobei besonders England und Preußen für den weiteren Gang der Argumentation bedeutsam sind. So werden im Falle Englands zum einen die institutionelle Verfasstheit der Bank of England und deren Änderungen seit dem ausgehenden 18. Jh., zum anderen die Debatten im Vorfeld der Änderungen betrachtet. Dabei wird zwar herausgearbeitet, dass sich die Bank of England als private Bank schwer tat, eine Politik zu betreiben, die nicht in erster Linie am Gewinnmotiv orientiert war. Seit den 1870er Jahren sei sie aber in die Rolle einer modernen Zentralnotenbank hineingewachsen. Auch der Preußischen Bank wird eine grundsätzlich positive volkswirtschaftliche Bedeutung zuerkannt. Das gilt besonders für ihre Rolle in den Krisenwochen des Jahres 1866, als sie dem Markt als *Lender of Last Resort* zur Verfügung stand, während sich die privaten Notenbanken sehr restriktiv verhielten. Der Verfasser vermutet hier wohl zu Recht, dass dadurch das liberale Credo der „Bankfreiheit“

(konkurrierende und weitgehend unregulierte private Notenbanken) erstmals ins Wanken geriet. Das mag auch erklären, weshalb der erste Entwurf für ein Bankgesetz ohne Zentralbank aus dem Reichskanzleramt ziemlich sang- und klanglos in der Versenkung verschwand. Schon wenige Monate nach Vorlage des Entwurfs zeichnete sich Ende 1874 mehr und mehr ab, dass Bundesrat und Reichstagsmehrheit (einschließlich großer Teile der Liberalen) die Umwandlung der Preußischen Bank in eine Zentralnotenbank des Reiches unter staatlicher Leitung wünschten und als Korrektiv gegen den Missbrauch der Bank für Staatszwecke neben besonderen Publizitätsvorschriften eine indirekte Kontingentierung bevorzugte, die dank ihrer Flexibilität im Vergleich mit der Kontingentierung der ungedeckten Notenemission durch die Peelsche Bankakte der Bankleitung mehr Spielraum beließ, den in der Generalklausel des Bankgesetzes festgelegten Aufgaben nachzukommen.

Wie diese Aufgaben im Einzelnen aussahen, war allerdings im Gesetz nicht in allen Fällen genau definiert. Insbesondere war unklar, welche Rolle das Gewinnmotiv spielen durfte. So war die Bank zwar berechtigt, Handelswechsel und Finanzwechsel des Reichs, der Länder sowie Kommunalobligationen zu kaufen, zu verkaufen oder zu beleihen, aber es war offen, inwieweit dies zum Zweck der „Führung“ mit dem Geldmarkt oder auch zum Zweck der Gewinnerzielung erlaubt war und wie sich die Bank zu verhalten hatte, wenn die Ziele in Konflikt zueinander standen – wie das in England auch am Ende des 19. Jh.s noch der Fall war. So war es der Reichsbank zwar gestattet, bei bestimmten Geschäften in Konkurrenz zu den Geschäftsbanken zu treten, aber inwieweit sie das auch um das Risiko eines handfesten Konflikts mit den Geschäftsbanken tat, ist nicht Teil der Fragestellung; und so endet diese Arbeit an dem Punkt, an dem es für einen Wirtschaftshistoriker eigentlich erst spannend wird.

Der Vf. geht an dieser Stelle nicht weiter als die durchaus plausible Hypothese zu wagen, dass der Einfluss der im Zentralaussschuss der Reichsbank vertretenen Bankiers „möglicherweise“ dazu beigetragen habe, dass es sich um ein „abgeschwächtes Konkurrenzverhältnis“ handelte. Als Wirtschaftshistoriker würde ich das gern etwas genauer wissen. Aber da enden nicht nur das Interesse des Rechtshistorikers, sondern auch die Möglichkeiten wirtschaftshistorischer Forschung. Denn in Anbetracht der schlechten Überlieferung der Reichsbank ist diese Frage vermutlich nicht zu beantworten. Das ist nicht das Versäumnis einer rechtshistorischen Fragestellung.

DIETER ZIEGLER  
Bochum

VS WG 105, 2018/2, 319–320

Keetie Sluyterman (Hg.):

**Varieties of Capitalism and Business History. The Dutch Case**

(Routledge International Studies in Business History 28). Routledge, New York/  
London 2016, 232 S., £ 110,00.

Seitdem die Sozialwissenschaftler Peter Hall und David Soskice 2001 mit „Varieties of Capitalism“ ein Konzept vorgelegt haben, um in typisierender Absicht unterschiedliche Entwicklungen kapitalistischer Volkswirtschaften vor allem seit den 1990er Jahren zu beschreiben und mit institutionellen Pfadabhängigkeiten zu erklären, beeinflusste ihre Arbeit auch die Wirtschafts- und Unternehmens-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries  
of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming  
as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

geschichte. Im Kern steht die Frage nach dem Koordinationsmechanismus (Markt vs. Hierarchien/Organisationen). Aus historischer Sicht erschien der Ansatz dabei rasch als zu statisch, auch weil er eine zunehmende institutionelle Konvergenz entwickelter Volkswirtschaften – in Richtung anglo-amerikanischer *liberal market economies* (LME) – letztlich als zwangsläufig unterstellte.

Der vorliegende Sammelband nimmt dies zum Anlass, nach den Kräften und Prozessen institutionellen Wandels in den Niederlanden zu fragen und dabei eine dezidiert mikroökonomische, unternehmensgeschichtliche Perspektive einzunehmen. Dafür gibt es gute Gründe, denn zum einen war und ist die niederländische Volkswirtschaft – im Sinne von Hall/Soskice lange eher eine *coordinated market economy* (CME) – traditionell ein Bindeglied zwischen den kontinentaleuropäischen und den anglo-amerikanischen Volkswirtschaften und mithin für institutionelle Transfers aus beiden Wirtschaftsräumen offen. Zum anderen zielt das Konzept von Hall/Soskice im Wesentlichen auf fünf Koordinationsebenen, von denen drei – industrielle Beziehungen, Corporate Governance und zwischenbetriebliche Koordination – genuin unternehmenshistorische Untersuchungsfelder sind.

Sieben Beiträge renommierter niederländischer Unternehmenshistorikerinnen und -historiker untersuchen in diachroner Perspektive und auf Höhe des internationalen Forschungsstands Arbeitsbeziehungen (Nijhof/van den Berg), Aktionäre und Corporate Governance (de Jong/Röell/Westerhuis), Unternehmertum (van Gerven/de Goey), Wettbewerb (Bouwens/Dankers), Bildung und Wissen (Davids/Lintsen), Multinationale Unternehmen als Agenten des Wandels (Sluyterman/Wubs) und die Performanz des niederländischen Wirtschaftssystems (van Zanden). Eingeraht werden diese Beiträge von einer kenntnisreichen Einführung und einem ebensolchen Fazit der Herausgeberin, in denen die Befunde des Bandes in die internationale Debatte um die „Varieties of Capitalism“ eingeordnet werden.

Diese Befunde sind freilich wenig eindeutig. Zwar lassen sich zwischen den Idealtypen LME und CME im Verlauf des 20. Jh.s einige Verschiebungen beschreiben, nach denen die Niederlande zu Beginn des 20. Jh. eher einer LME entsprachen, die nach dem Ersten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre hinein zu einer CME avancierte, ehe sie anschließend tendenziell wieder eine liberalere Gestalt annahm. Dabei begünstigte in der Regel die Existenz kooperativer Arrangements in einem Teilbereich auch in anderen Teilbereichen zunehmende Kooperation, während umgekehrt Liberalisierung weitere Liberalisierung nach sich zog. Doch mit solchen allgemeinen Erkenntnissen ist wenig gewonnen, denn die einzelnen Beiträge zeigen deutlich, dass unterhalb dieser idealtypischen Dichotomie erhebliche Abweichungen von den Modellannahmen festzustellen sind und die Niederlande eher als hybride Marktwirtschaft beschrieben werden sollten. Besonders deutlich wird dies etwa bei Jaques van Gerven und Ferry de Goeys Analyse von Unternehmern und unternehmerischem Verhalten, die alle aus Hall/Soskice deduzierten Grundannahmen historisch falsifiziert.

Dennoch – oder gerade deshalb – verdeutlicht dieser klug und stringent konzipierte Band, wie fruchtbar die Diskussion eines sozialwissenschaftlichen Modells aus unternehmenshistorischer Perspektive sein kann, wenn man dieses nicht als starres Interpretament versteht, sondern als Ausgangspunkt für weiterführende Forschungsfragen nutzt. Derart gelingt es den Autorinnen und Autoren dieses Bandes in nachahmenswerter Weise, neue empirische Erkenntnisse und starke Argumente miteinander zu verbinden – und zudem international anschlussfähig zu sein.

BORIS GEHLEN  
Bonn

VSWG 105, 2018/2, 321–322

Mark Spoerer

**C&A. A Family Business in Germany, the Netherlands and the United Kingdom, 1911–1961**

übersetzt von Jefferson Chase, Patricia C. Sutcliffe and Patricia Szobar

Beck, München 2016, 480 S., 39,95 €.

Mark Spoerer has uncovered the hitherto mostly unknown story of the Brenningkmeijer family business, C&A, as it developed and grew from the 1840s through to the 1960s. Spoerer's history of the company is an impressive, thorough and detailed study that has exploited all the available corporate archival material and expertly blended this with a multiplicity of sources from elsewhere.

The origins of C&A lie in the town of Mettingen, close to the border with the Netherlands in the German Westfalian region, where generations of Brenningkmeijers were itinerant merchants and peddlers of clothing. In 1841 the two brothers Clemens and August relocated to the north-western fringes of the Netherlands after falling out with their sister-in-law. These two brothers then opened up a small retail outlet, which, over time, began to sell more and more womenswear clothes. By the time of their retirement in 1878 Clemens and August Brenningkmeijer's business was still small. But they had already initiated the move to ready-to-wear women's clothing that was the foundation for C&A's growth driven by the next generation of Brenningkmeijers.

The leading cousin among the second generation was Clemens Brenningkmeijer (a nephew of the older Clemens). He and his cousins focused increasingly on the Dutch female, working class market. Between the 1880s and World War One this was the fastest growing segment of demand in the clothing industry across western Europe, as women began to switch from entirely home-made clothing to purchasing increasing numbers of items ready-made. The Netherlands had no significant clothing industry able to supply this growing demand. So the Brenningkmeijers, with their strong German connections, were able to source these garments from the factories and workshops in Berlin and Breslau. As demand grew, so C&A opened increasing numbers of stores in the Netherlands, with eight by 1914. Clemens routinely commuted from Amsterdam to the family home in Mettingen for the weekend, then to Berlin on Sunday evening for discussions with suppliers before returning to Amsterdam. When C&A opened their first German branch in Berlin in 1911, they were welcomed as one of the leading customers of the Berlin clothing manufacturers.

In the inter-war years, C&A opened up several branches in the UK, and so became a genuinely multinational retailer. By the outbreak of World War Two they had 60 branches more or less evenly divided across the Netherlands, Germany and the UK. Spoerer outlines the divergent fates of C&A in the three different countries during the Second World War, with particular attention given to outlining the available evidence of the German branch's support for and benefit from the Nazi regime (which would appear to have been modest, but not negligible). Despite the wholesale destruction of German cities and their shops, it was the German branch which grew most quickly during the 1950s and 1960s. The UK branch seemingly suffering unfavourably in comparison with Marks and Spencers.

Despite the remarkable turbulence in retailing in the past twenty years, the company continues to be successful in the Netherlands and Germany (it pulled out of the UK in 2001). It has expanded

into other international markets and continues to be run by the latest generation of Brenningkmeijer cousins, who collectively have become the richest Dutch family concern. The C&A retail format was straightforward, based around attractive stores, located in the major population centres, with fashionable goods sold at cheap prices and aggressively promoted. This business model was based around a profit margin significantly smaller than among competitor stores, and so required rigorous cost control and considerable managerial discipline.

What therefore emerges as the most interesting element to this story of a multi-generational family business is how the idiosyncratic family culture prompted a highly unusual corporate structure, which appears to have been associated with the continual managerial discipline decade after decade.

Spoerer emphasises the deep commitment to Catholicism among the family, which has been maintained through the generations. This focus on a non-material set of objectives enabled the growing group of cousins to commit to a family constitution – called the *Unitas*. Some elements are completely out of synch with twenty first century life (it is deeply sexist). But Spoerer suggests that this constitution and the creation of an unusual share structure in 1911 have allowed C&A to prosper through to the sixth and seventh generations. Family members were only allowed to accumulate voting shares once they had been voted by the existing group of active members into a position of responsibility. Once they had entered the business they could then accumulate more shares, which were awarded in recognition of performance. But they could not sell them nor bequeath them. Early retirement at 55 was compulsory. On retirement the shareholders had to sell their shares within seven years to other family members. The result was for a sustainable and effective form of family firm management to have emerged. The sheer number of cousins (over 200 by the fourth generation) meant there were always sufficiently talented family members to move into senior management. But the share structure meant that no one branch of the family was able to exert dominance, with the ongoing reallocation of managerial control and ownership among the family members. This novel form of corporate governance, and the culture which supported it, is, according to Spoerer, what accounts for the sustained success of C&A.

ANDREW GODLEY

Reading

VSWG 105, 2018/2, 322–324

Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

**Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau**

67.–68. Jg., 2015–2016. Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V. Glückauf Essen.

67. Jg. 2015

Im zweiten Teil des 2014 begonnenen Beitrags von Günter Pinzke über die Torflagerstätten West-Mecklenburgs liegt der Schwerpunkt auf Gewinnung, Verwertung und Veredlung von Torf bis 1990

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

sowie dem Schutz der Moore. Neben der Vorstellung einzelner Lagerstätten werden auch berg- und bodenrechtliche Bedingungen des Torfabbaus in der DDR in den Blick genommen (S. 2–14). Umweltkonflikte um den Kalksteinabbau an der Lahn anhand dreier Fallbeispiele von Mitte des 18. bis Mitte des 20. Jh.s sind Gegenstand der Untersuchung von Marion Kaiser (S. 15–28). Manfred Mücke stellt den Juristen der sächsischen Bergverwaltung und Professor der Bergakademie Freiberg Walther Johannes Paul Weigelt vor (S. 29–32). Das bis etwa 1954 oft angewandte Trockenbohren, d. h. ohne Wasserspülung, im Uranbergbau der Wismut AG im Erzgebirge analysiert Stefan Kunze anhand von Schrift-, Sachquellen und Zeitzeugenberichten. Folge des dabei freiwerdenden Feinstaubes waren rund 15.000 Silikosefälle (S. 33–40). Einen aktuellen montanarchäologischen Forschungsbericht über den spätmittelalterlichen Bergbau der Grube Victoria bei Kreuztal-Burgholdinghausen im Siegerland steuern Manuel Zeiler, Jennifer Garner, Rolf Golze, Gero Steffens und Peter Thomas bei (S. 54–73). Die Darstellung des Lebens des Bergmanns Johann Christian Müller – einer sonst kaum bekannten Persönlichkeit – in der zu seinem 50-jährigen Dienstjubiläum erschienen bebilderten Festschrift analysiert Lothar Riedel (S. 74–81). Die Geschichte des Kaliwerkes Vereinigte Erbstollen und die Spurensuche nach den ab 1943 dorthin ausgelagerten Archiv- und Bibliotheksbeständen der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sind Thema von Günter Pinzke (S. 82–92). David Skrabania nimmt die Ausländerbeschäftigung und -ausbildung im Ruhrbergbau im Rahmen der Nachwuchsrekrutierung zwischen 1956 und 1989 in den Blick (S. 93–104). Die Brücke zur Arbeit der Stiftung „Erinnerung – Verantwortung – Zukunft“ (EVZ) schlägt der Aufsatz von Gabriele Meißner über eine Episode des Zinnwalder Bergbaus, wo während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Anhand des Schicksals des Ukrainers Petro Grigorovitch Gorbarenko werden die Bergbaugeschichte und Zwangsarbeiterentschädigung gleichermaßen beleuchtet (S. 118–127). In die Tiefen des Meeresbergbaus nach Manganknollen zwischen 1965 und 2014 führt der Beitrag von Ole Spangenberg, der u. a. die Verfügungsrechte über die Tiefseebodenressourcen detailliert erläutert (S. 128–145). Spekulationen mit Bergbauaktien waren auch für Persönlichkeiten außerhalb des Montangewerbes eine Investitionsoption. Eberhard Spree zeigt dies am Beispiel des finanziellen Engagements von Johann Sebastian Bach am Ursula Erbstollen zu Kleinvoigtsberg (S. 146–158). Entwürfe zu einer Drahtseil-Zusammenspinn-Maschine Mitte des 19. Jh.s stellt Wolfgang Weber anhand von Unterlagen aus dem Bergarchiv Freiberg vor (S. 159–166). Als Ergänzung zum Aufsatz von Adolf Pichler im Anschnitt des Jahres 2014 über die Edelmetallverhüttung in Döllach erläutert Robert Büchner die Rolle von Christof Empl dem Älteren und seinem gleichnamigen Sohn im Tiroler Hüttenwesen (S. 182–195). Bergrechtshistorisch interessant ist Manfred Mückes Beitrag über Carl Johann Bernhard Karsten und dessen „Grundriss der deutschen Bergrechtslehre“ von 1828 im Kontext der zeitgenössischen deutschen Bergrechtsliteratur (S. 196–202).

68. Jg. 2016

Geologie und Geschichte der Horner Lagerstätte in Quebec zwischen den ersten Explorationsarbeiten ab 1911 und der endgültigen Stilllegung des Bergbaubetriebs 1995 stellen Thomas und Hannelore Monecke vor (S. 2–13). Die Epochen des Edelmetallbergbaus in den hohen Tauern seit dem 16. Jh. sind Thema von Fritz Gruber. Anstelle der Gold- und Silbergewinnung dient der dortige Radhausberg heute als Radon-Heilstollen (S. 14–34). Die Absatzorganisation der Firma Krupp in den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s untersucht Daniel Dören aus Perspektive der Neuen

Institutionenökonomik (S. 35–44). Mittels einer ausführlich bebilderten und technisch erläuterten archäometallurgischen Rekonstruktion auf Basis der Aufzeichnungen von Theophilus Presbyter analysiert Bastian Asmus den Guss einer Bienenkorbglocke des 12. Jh.s (S. 45–60). Metrologische Grundlagen der Harzer Hüttenwerke im 17. Jh. sind Untersuchungsgegenstand von Hans-Joachim Kraschewski, der ausführlich Begriffe wie ‚Schlieggewichte‘, ‚Probierzentner‘ und ‚Nässeabzug‘ erläutert (S. 70–84). Wie ausländisches Know-How im Ruhrbergbau des 19. Jh.s genutzt wurde, zeigen Michael Farrenkopf und Stefan Przigoda beispielhaft anhand der Technik von Dampfmaschine und Schachtausbau (S. 85–96). Peter Döring stellt Gaswerk und Gasbeleuchtung in der Kruppschen Gussstahlfabrik zwischen 1856 und 1914 vor (S. 97–106). Eine vergleichende Untersuchung der mittelalterlichen Bergwerke von Dippoldiswalde und Niederpöbel im Osterzgebirge präsentieren Christiane Hemker, Frank Schröder und Heide Hönig unter Verwendung zahlreicher Fotos und Seigerrisse (S. 126–146). Als Teil des sich entwickelnden technischen Fachschulwesens in Preußen stellt Hendrik Friggemann die Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Hüttenschule bzw. Königliche Maschinenbau- und Hüttenschule Bochum von 1882 bis 1910 vor (S. 147–155). In vergleichender Perspektive analysiert Miroslav Lacko das Verwaltungs- und Wirtschaftssystem in den frühneuzeitlichen ungarischen und deutschen Bergbaugebieten und zeigt das Scheitern des Direktionsprinzips im ungarischen Bergbau des 18. Jh.s auf (S. 156–167). Eva-Maria Roelevink widmet sich der Geschichte des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats (RWKS) und der Deutsche-Kohlendepot GmbH (DKD) zwischen 1905 und 1947 (S. 168–177). Den Brückenschlag zwischen den Themenfeldern Klimawandel und industrielle Kulturlandschaften bietet der Aufsatz von Jana Golombek und Torsten Meyer, die das wissenschaftliche Konzept des Anthropozän und die Einordnung von Industrielandschaften als deren (post-)industrielles Erbe erläutern (S. 198–215). Krystof Derner, Peter Hruby und Matthias Schubert stellen mit ausführlicher grafischer Darstellung neue archäologische Untersuchungsergebnisse zur mittelalterlichen Silberproduktion im wettinischen und premyslidischen Regierungsraum vor, d. h. im sächsisch-böhmischen Erzgebirge und im Böhmischem-Mährischen Bergland (S. 216–241).

JAN LUDWIG

Brühl

VSWG 105, 2018/2, 324–326

Karsten Voss

**Sklaven als Ware und Kapital. Die Plantagenökonomie von Saint-Domingue als Entwicklungsprojekt, 1697–1715**

(Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 27). Beck, München 2016, 320 S. (33 Abb., 23 Tab.), 68,00 €.

Mit diesem Werk wurde der 2015 im Alter von 53 Jahren verstorbene Autor 2013 an der Universität Frankfurt an der Oder promoviert; die Drucklegung hat er nicht mehr erleben dürfen. Ein Vorwort seines Doktorvaters Klaus Weber leitet mit einer Schilderung von Voss' interessantem

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Lebenslauf ein Buch ein, das man als Vermächtnis des Verstorbenen betrachten darf. Voss hat die seiner Dissertation im Wesentlichen zugrundeliegenden archivalischen Funde bereits in den 1990er Jahren gemacht, konnte diese jedoch damals, mangels dichter Literatur zur französischen Kolonialgeschichte um 1700, noch nicht in einer monographischen Studie auswerten. Erst als nach der Jahrtausendwende wichtige Studien zur Frühgeschichte St. Domingos als französische Kolonie erschienen, wurde auch eine Kontextualisierung dieser Quellen und damit die Niederschrift dieser Studie möglich.

Die entsprechenden Archivalien sind vor allem Korrespondenzen der Gouverneure St. Domingos in den Jahren um 1700 mit den leitenden Beamten, Kaufleuten und Ministern in Paris und Versailles sowie interne Quellen der wichtigen Institutionen, vor allem der Compagnie de Saint-Domingue. Angesichts des hohen Detailgrads der Archivalien und des durch den Titel umrissenen recht engen Themenzuschnitts ist das Quellen- und Literaturverzeichnis mit sechs Seiten recht dünn ausgefallen. In seiner Darstellung verzichtet der Autor weitgehend auf weitschweifige Kontextualisierungen und auf Vergleiche mit anderen Kolonien. Eingestreute Hinweise auf die parallele Entwicklung in Jamaika und den spanischen Kolonialgebieten sind eher sporadisch. Angesichts der damit punktuell erzielten hohen Erkenntnisgewinne hätte man sich als Leser diesbezüglich mehr gewünscht. Die Studie konzentriert sich auf die Auswertung der Archivalien und der Spezialliteratur, um zu erklären, wie die Basis für den „Erfolg“ zur Schaffung einer produktiven und profitablen Kolonie ausgerechnet in den Jahren der intensivsten ludovizianischen Kriege gelegt werden konnte. Dabei bewegt Voss insbesondere die Frage, wie es gelang, Sklaven in großer Zahl auf die Insel zu bringen und immer stärker im Produktionsprozess zu aktivieren.

In sechs thematisch geordneten Kapiteln, die locker einer chronologischen Gliederung folgen, erläutert Voss die Aspekte dieses Prozesses. Bereits in den Friedensjahren 1697 bis 1702 gelang ein bemerkenswerter Aufschwung, dem im Spanischen Erbfolgekrieg wiederum eine über ein Jahrzehnt dauernde depressive Phase folgte. Die bourbonische Allianz zwischen Spanien und Frankreich dämpfte diesen Niedergang durch eine schwierige, aber letztlich erfolgreiche Kooperation im karibischen Raum. Um 1715 waren die wesentlichen, die nächsten Jahrzehnte bleibenden Grundstrukturen des Kolonialsystems in St. Domingo etabliert. Voss sieht die Monopolsituation durch die Compagnie in ihren Anfangsjahren und die Kooperation mit Spanien seit 1700 sowie das Engagement von vielen französischen Kolonialoffizieren als wesentlich für den erfolgreichen Aufbau der Kolonie. Als bald nach dem Frieden von Utrecht das Monopolsystem der Compagnie durch den Freihandel ersetzt wurde, war damit einerseits der Grundstock für den baldigen Boom des Zuckeranbaus in St. Domingo gelegt, andererseits waren aber auch wichtige Voraussetzungen dafür geschaffen, dass gerade hier der Zusammenbruch der atlantischen Sklavenökonomie um 1791 so spektakulär begann. Aufgrund verschiedener Faktoren wie der Landgrenze zum spanisch besetzten Westen der Insel und einer Importstruktur aus dem karibischen Raum besaßen einige Gruppen von Schwarzen trotz des grundsätzlich harten Sklavereisystems einen komplexeren Erfahrungshintergrund und hatten gegenüber ihren Herren deutlich mehr Freiräume als auf den anderen Inseln der Region üblich. Die höhere Rate an Freilassungen und die häufige Einreihung in ein Milizsystem mit entsprechender Bewaffnung bedingte hier eine markant stärkere Position der schwarzen Bevölkerung als in den meisten anderen karibischen Kolonien.

Trotz eines Umfangs von wenig mehr als 240 Seiten mit einer Vielzahl an Tabellen ist das Buch äußerst vielschichtig. Es gelingt ihm, die hohe Komplexität des Themas anspruchsvoll wiederzu-

geben. Die schwierige Materie und ein bisweilen zu geraffter Schreibstil mit mitunter abrupten Brüchen führen teilweise zu einer anstrengenden Lektüre – auch, wenn nach jedem der sechs Kapitel eine kurze, als „Schlussfolgerungen“ betitelte Zusammenfassung folgt. Der Schwerpunkt liegt letztlich auf der Darstellung, weniger auf der Analyse. Das tut dem Wert der Arbeit keinen Abbruch, sie kann substantiell Neues zur Geschichte der französischen und europäischen Kolonial- und Sklavenhandels Geschichte beitragen. Der Studie ist eine intensive Rezeption weit über den deutschsprachigen Raum hinaus zu wünschen.

MAGNUS RESSEL

Frankfurt am Main

VSWG 105, 2018/2, 326–328

Fritz Weber

**Vor dem großen Krach. Österreichs Banken in der Zwischenkriegszeit am Beispiel der Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe**

(Studien zur Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik 9). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 625 S., 60,00 €.

In den neunziger Jahren hatte die Bankengeschichte der zwanziger Jahre in der österreichischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung eine bemerkenswerte Konjunktur, an die sich gegen Ende des Jahrzehnts der – allerdings nicht auf Österreich beschränkte – Boom der Bankengeschichtsschreibung für das „Dritte Reich“ anschloss. Webers fundamentales Werk kommt damit etwas spät. Aber es ist mehr als eine Vorgeschichte des Zusammenbruchs des österreichischen Bankensystems im Jahr 1931 und auch keineswegs „nur“ eine Geschichte der Creditanstalt als der größten Wiener (Universal-)Bank in dieser Zeit.

Anders als in Deutschland, wo die Deutsche Bank die Aktenbestände der Disconto-Gesellschaft im Laufe der Zeit ebenso vernichtet hat wie die Dresdner Bank die ererbten Akten der Danatbank, hat im Historischen Archiv der Bank Austria ein Teil der Akten der von der Creditanstalt übernommenen Banken die Wirren der auf die Fusionswelle von 1926/29 bis 1934 folgenden Jahre überdauert. Dadurch ist es möglich, die österreichische Bankengeschichte der zwanziger Jahre sehr viel stärker quellengestützt aufzuarbeiten als das im deutschen Fall möglich ist.

Der Text ist chronologisch gegliedert, wobei dieses Prinzip nicht immer eingehalten werden kann. Als Rezensent ist man gut beraten, auch Werke dieses Umfangs möglichst ohne längere Unterbrechungen zu lesen; dann irritieren die Rückblenden nicht. Wer das Buch nur kapitelweise liest, könnte manchmal den Überblick verlieren. Aber das ist in Anbetracht der Dichte der Darstellung und der Komplexität des Gegenstandes wohl unvermeidbar. Das erste Hauptteilkapitel behandelt die Folgen des Zerfalls der Donaumonarchie und die Auswirkungen von Inflation und Stabilisierung auf die Geschäftspolitik der Banken, wobei die Creditanstalt zwar ihrer relativen Bedeutung entsprechend ausführlich behandelt wird, aber auch die anderen Wiener Großbanken durchaus angemessen berücksichtigt werden, sodass ein sehr gutes Gesamtbild entsteht. Lediglich die Länder-

bank und die Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft kommen, vermutlich quellenbedingt, etwas zu kurz. Im zweiten Hauptteilkapitel über die „goldenen zwanziger Jahre“ rücken auch die Provinzbanken in den Fokus, wobei besonders die Nähe der (meist christsozialen) Politiker zu den Instituten in den Blick genommen wird. Das dritte Kapitel steht im Zeichen des Zusammenbruchs der Boden-Credit-Anstalt und deren Übernahme durch die Creditanstalt, deren Zusammenbruch im vierten Kapitel behandelt wird. Der Band schließt mit einem Ausblick auf die Bankenpolitik der Jahre des „Austrofascismus“.

Breiten Raum nimmt die Diskussion um die Ursachen der Krise der österreichischen Großbanken und besonders der Creditanstalt im Jahr 1931 ein. Im Unterschied zur älteren Literatur sieht Weber den Versuch der Wiener Banken, den Donaauraum außerhalb (Deutsch-)Österreichs als Hinterhof zu halten, als zweitrangige Krisenursache an. Er kritisiert vor allem die Konzentration der Mittel auf zu wenige (Groß-)Kunden, was dazu geführt habe, dass man in dem Dilemma gefangen war, dem „schlechten Geld gutes Geld“ hinterherzuwerfen, um in der Hoffnung auf nachhaltige Konjunkturbelebung zum Teil existenzgefährdende Abschreibungen zu vermeiden. Insofern bricht Weber nicht in gleicher Weise wie die ältere Literatur den Stab über die Verantwortlichen bei Creditanstalt und Boden-Credit-Anstalt, sondern sieht eher ein Systemversagen, wenn er schreibt, dass 1931 „der Versuch [...] der mitteleuropäischen Credit-Mobilier-Banken gescheitert“ sei, „der bedrängten Industrie in einer langanhaltenden Phase schwieriger Konjunktur und struktureller Krisenerscheinungen finanziellen Beistand aus der eigenen – geschwächten – Substanz und unter Verpfändung des eigenen Kredits gegenüber der westlichen Finanzwelt zu gewähren“ (S. 526). Allerdings räumt er auch Fehler der Bankleitungen ein wie etwa die überoptimistische Aufstellung der Goldbilanzen nach der Inflation, die die Bankleitungen in dem Irrglauben bestätigt habe, man verfüge noch über stille Reserven, als diese sich bereits in stille Verluste verwandelt hätten oder die Aufrechterhaltung von Dividendenzahlungen, als dies nur noch aus der Substanz möglich war.

Sehr viel schlechter als die Entscheidungsträger der Wiener Großbanken kommen bei Weber die westeuropäischen Gläubiger der Banken und deren Vertrauensleute vor Ort sowie die meisten österreichischen Politiker weg, insbesondere die Politiker der christsozialen Partei aus der Provinz. Letztere waren aufgrund einer in den Bundesländern weit verbreiteten Abneigung gegen die Wiener Eliten nach oben gespült worden, aber letztlich mit der Führung des Landes nicht nur wirtschaftspolitisch überfordert; außerdem lag ihr Hauptinteresse darin, von der eigenen Mitverantwortung für die Probleme einzelner Banken abzulenken. Dies taten sie bereits im Zuge der Beinahe-Bankrotte einiger mit ihnen eng verbundener Provinzbanken Mitte der zwanziger Jahre, als sie „ihre“ Banken retten ließen und die Probleme auf andere Institute verlagerten, sowie nach der Bankenkrise von 1931, als sie bedenkenlos die antisemitische Karte spielten und der „jüdischen Finanzwelt“ die Verantwortung für den Untergang der Wiener Banken und die Sanierungskosten in die Schuhe zu schieben versuchten. Dem wird insbesondere das Verhalten von Louis Rothschild entgegengesetzt, der bereit gewesen war, mit eigenen Mitteln zur Rettung der Creditanstalt beizutragen, bevor das ganze Ausmaß der Verluste offenbar wurde, und der demzufolge selber als Aktionär und Gläubiger überproportional hohe Verluste durch die Sanierung der Creditanstalt hinnehmen musste und anschließend freiwillig als Präsident des Verwaltungsrates zurücktrat.

Auch wenn Weber den Großbankleitungen attestiert, dass sie lange Zeit das Ausmaß der Probleme nicht sehen wollten und zum Teil auch nicht erkennen konnten, räumt er ein, dass „mangelnde Voraussicht“ die „fehlende Vorsicht bei der Entrierung und Vertiefung dubioser Engagements

nicht entschuldigen“ könne (S. 533). Von einer Revision der älteren Forschungsmeinung oder gar von einer Apologie kann insofern keine Rede sein. Aber das bedeutet nicht, dass über die Bewertungen der Krisenursachen schon das letzte Wort gesprochen wäre. Das in diesem Werk ausgetragene, in akribischer Kleinarbeit zusammengetragene empirische Material ist eine hervorragende Voraussetzung für die Neubelebung dieser Diskussion.

Kritisch anzumerken ist nicht viel. Leider ist die benutzte Sekundärliteratur nicht immer auf der Höhe der Zeit. So verwendet Weber bei seinen gelegentlichen Rückgriffen auf die Situation in Deutschland vornehmlich das Werk von Karl Erich Born über die deutsche Bankenkrise aus dem Jahr 1967. Das Buch ist zwar immer noch eine wichtige Darstellung der Ereignisse des Jahres 1931, aber den aktuellen Forschungsstand bietet es nicht.

Bedauerlich ist auch, dass das Kapitel über die Folgen der Bankenkrise von 1931 arg kurz geraten ist. Insbesondere die Übernahme des Wiener Bankvereins durch die Creditanstalt und die Aufspaltung der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft hätten nach Ansicht des Rezensenten mehr Aufmerksamkeit verdient. Stattdessen werden immer wieder Vergleiche mit der Eurokrise und der aktuellen Situation in den südeuropäischen Ländern gezogen. Das hätte sich der Verfasser ebenso sparen können wie das Vorwort von Hannes Androsch, dessen Beitrag vor dem Hintergrund der in der Öffentlichkeit 2015/16 sehr kontrovers diskutierten TTIP-Verhandlungen in erster Linie ein flammendes Plädoyer für die weitere Liberalisierung des Welthandels ist.

Webers Werk hat das Zeug, genauso als Standardwerk zur österreichischen Bankengeschichte und Bankpolitik angenommen zu werden, wie dies für die mittlerweile rund vierzig Jahre alten Werke von Eduard März gilt. Aber an TTIP wird sich schon in wenigen Jahren kaum mehr jemand erinnern und die Bezüge zur Eurokrise des frühen 21. Jh.s werden die Leser in vierzig Jahren vermutlich vor allem als lästig empfinden. Dass dieses Werk damit ein Stück weit entwertet würde, ist sicherlich ein überzogenes Verdikt. Aber solche Ausflüge in die aktuelle Politik sollten Historiker auf die Abfassung von Essays beschränken, deren Halbwertszeit deutlich unter der liegen dürfte, die dieses Werk hoffentlich haben wird.

DIETER ZIEGLER

Bochum

